<36601933770011

<36601933770011

Bayer. Staatsbibliothek

Mor. 934

Beiträge
zur
Verwandlung der Moral
des Urchristenthums
in
eine Moral
für unser Zeitalter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vom Konsistorialrath Sintenis
zu Zerbst.

Zerbst,
bei Andreas Füchsel. 1795.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Der Stifter des Christenthums erscheint als Moralist in einem so erhabenen Lichte, daß selbst diejenigen, welche nicht an ihn glauben, ihm ihre Hochachtung deshalb nicht versagen mögen. Auf den ersten Blick gleich steht der grosse Nazaräner als ein wohlwollender Weiser da, der sich gründlich darauf versteht und dem es auch einzig darum zu thun ist, die Menschen zu veredlen und sie dadurch einer höheren Glückseligkeit näher zu bringen. Nie hat ein Lehrer der Welt mehr Werth auf die Tugend überhaupt gelegt, als er. Sie ist nach seiner Behauptung nichts geringeres, als die einzigwahre Verehrung des obersten Wesens, und die Basis aller menschlichen Glückseligkeit. Selbst das Heil der künf-

tigen Welt gründet er auf ihr. Kann wohl die Menschheit feierlicher zur Tugend aufgerufen werden, als so?

Betrachtet man alsdann die Tugend, welche er empfiehlt, näher, so ist sie auch von einer weit höheren Art, als die gewöhnliche. Wenn die Sittenlehrer seiner Nation nur die groben Ausbrüche der Leidenschaft mißbilligten, so verdammte er die Leidenschaft selbst. Er grif das moralische Böse in der Wurzel an und besserte die Menschen nicht von aussen hinein, sondern von innen heraus. Nicht nur die böse That, auch den bösen Vorsatz erklärte er für Sünde; auch in Gedanken sollte das Böse nicht begangen werden. Tugend des Herzens, gute Gesinnungen suchte er überall aufzurichten, und dis ist es vorzüglich, was seiner Sittenlehre einen so hohen Rang gibt und ihn auch in den Augen des Nichtchristen ehrwürdig macht.

Um so angelegener mus es uns nun aber auch sein, diese schöne Moral Jesu von iedem Vorwurfe, der ihr über einzelne Säze und

Vorschriften, als für unser Zeitalter nicht mehr passend, gemacht wird, zu befreien. Es ist nehmlich durchaus nicht zu leugnen, daß sie dergleichen wirklich enthalte. Der Vorwurf deshalb aber würde wegfallen, wenn die spätern Lehrer des Christenthums das offenbar nur Temporelle des Christenthums von dem Christenthum für alle Zeiten abzusondern überhaupt bedacht gewesen wären.

Es mus ia doch einer unserer ersten Gedanken sein, daß ieder Religionsstifter zunächst für sein Zeitalter rede. Thäte er dis nicht, so fehlte ihm die erste Eigenschaft eines Lehrers. Wie sollte er auch darauf kommen, es nicht zu thun, oder wie sollte er für künftige Zeitalter reden können, deren Geist ihm noch gar nicht bekannt ist? Dis vorausgesetzt, wird er sich also bei dem Vortrage der Religion sowohl, als der Sitten, nach seinem Zeitalter richten. Er wird solche Vorstellungen der Dogmen wählen, die seinen Zeitgenossen verständlich sind, und wird solche moralische Vorschriften geben, die ihnen nothwendig sind. Mit

der Zeit können iene Lehrvorstellungen unverständlich und diese Moralgesetze unnöthig, ia wohl gar schädlich werden, und so sind die spätern Lehrer verbunden, die veralteten und unverständlich gewordenen Lehrvorstellungen mit andern zeitmässigern zu vertauschen und die nicht mehr passenden Lebensvorschriften für ihr Zeitalter wenigstens zu modificiren, wo nicht gar aufzuheben; weil der erste Lehrer dies selbst thun würde, wenn er iezt an ihrer Statt wieder da sein könnte.

Diese Betrachtung wird um so wichtiger, ie mehr Jahrhunderte, oder wenn gar schon Jahrtausende seit dem verflossen sind, daß der erste Lehrer lebte. Alsdann kann gar keine Frage mehr darüber sein, ob sein Unterricht nicht vieles enthalten werde, das durchaus nicht mehr anwendbar ist.

Wie mus dis nun nicht in einem überaus beträchtlichen Grade der Fall mit dem Urchristenthum sein, da bald zwei Jahrtausende seit demselben verflossen sind! Und wie ist es möglich, daß man bei der Modifikation des Chri-

stenthums für unser Zeitalter so viel Bedenken finden können, da sich nie ein Religionsstifter so diskret erklärt hat, als Jesus von Nazaret, der seinem nächsten Nachfolger im Amte schon des Himmelreichs Schlüssel übergab, d. h., ihm die Vollmacht ertheilte, abzuändern, was er schon im ersten folgenden Jahrzehend nach Zeit und Umständen abzuändern für nöthig finden würde?

Ohne den vergangenen Jahrhunderten dadurch zu nahe zu treten, kann man dreust behaupten, daß es besonders das Verdienst des gegenwärtigen sei, auf Scheidung des Temporellen im Urchristenthum, oder dessen, was Jesus und seine Apostel nur für ihr Zeitalter sagten, von dem, was Christenthum für alle Zeitalter sein sollte, bedacht zu sein. Von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß das Christenthum zuvörderst Juden gepredigt worden und daß die ersten Lehrer desselben selbst geborne Juden gewesen, fand man nicht nur Vorstellungen, Einkleidungen und Bilder der Dogmen, sondern auch Dogmen selbst, welche in

unsern Tagen Christen und christliche Lehrer, die niemals Juden gewesen sind, offenbar nicht mehr interessiren. Warum, fragte man mit Recht, sollen Menschen, die schon geborne, in der zwanzigsten Generation schon geborne Christen sind, noch immer wie geborne Juden unterrichtet werden? Warum sollen sich ihre Lehrer, um sie so zu unterrichten, erst selbst in das alte, der Vergessenheit würdige Judenthum hinein studiren? Es bedarf der jüdischen Einkleidungen gar nicht, um die gegenwärtige Welt zum Christenthum geneigt zu machen; vielmehr sind sie der Weg, es ihr zu verleiden.

Man mus gestehen, daß diesem unwiderlegbaren Raisonnement zufolge für die christliche Dogmatik schon viel geleistet worden sei — obgleich noch genug für sie zu leisten übrig ist; für die christliche Moral aber ist verhältnismässig weit weniger geschehen. Vieleicht, daß man mehr Bedenken dabei fand, die Grenzen des freien Thuns, als die Grenzen des freien Denkens, den Menschen zu erweitern. Wenigstens drehet und windet man sich lieber, gewisse moralische Vorschriften, die iezt offenbar nicht mehr

verbindlich sind, durch eine gekünstelte Exegese so zu erklären, daß sie fortdauernde Verbindlichkeit erhalten, als daß man sie so, wie sie doch eigentlich nur zu erklären sind, erklären und geradezu gestehen sollte — sie verbinden uns nicht mehr.

Zwar hat man im Ganzen zugegeben, daß so, wie gewisse Verheissungen, welche Jesus gab, nur den Aposteln geschahen, auch gewisse Regeln und Vorschriften, die er gemacht, nur den Aposteln gemacht worden wären; wenn es aber darauf ankommt, diese nur die Apostel verbindenden Vorschriften nach der Reihe zu bestimmen und aufzuzählen: so trägt man Bedenken, solches zu thun. Ganz so, wie es noch immer Schwärmer giebt, welche iene Verheissungen, die doch offenbar nur den Aposteln gegeben wurden, als auch ihnen gegeben betrachten, ganz so citiren auch noch oft unsere Moralisten Schriftstellen in Menge, welche doch offenbar nur Regeln des apostolischen Verhaltens in sich fassen.

Auch ist die Division, wenn man die moralischen Belehrungen Jesu in solche, die er nur

den Aposteln, und in solche, die er allen Christen gegeben, eintheilt, nicht vollständig. Es fehlt offenbar ein Theilungsglied, und zwar dasienige, worauf hier alles ankommt. Man mus nehmlich die Moral des Christenthums in dreierlei Sätze eintheilen; in solche, welche nur die Apostel angehen, in solche, welche die sämtlichen Christen des ersten Zeitalters, und in solche, welche die Christen aller Zeitalter betreffen. Daß die mittlere Art mit der letzten noch immer in eins gerechnet wird, bringt den grössesten Theil derienigen Widersprüche hervor, in welche sich die christliche Moral mit der Moral für Bürger und Bauern in unsern Tagen verwickelt sieht.

Es leuchtet z. E. sonnenklar in die Augen, daß die Christen des ersten Zeitalters als Leute zu betrachten sind, die für die Religion litten, oder doch für sie zu leiden bereit sein musten. Jesus betrachtete sie selbst so und muste ihnen in dieser Hinsicht viel besondere Verhaltungsregeln geben. Daher kommt es, daß ein grosser Theil seiner Moral eine Moral für Märtirer ist, der nun auf uns schlechterdings nicht mehr passt.

Wie viel mus auch der einzige Umstand in der christlichen Moral abändern, daß wir iezt unter christlicher Obrigkeit leben, statt daß die ersten Christen nur iüdische und heidnische Richter hatten! Und — wie kann das sittliche Verhalten solcher Leute, die nirgends bleibende Stätte hatten, Norm des Lebens für uns sein, die wir Haus und Hof, Vaterland und Staat haben, an diese alle gebunden sind und schlechterdings für sie leben müssen?

Dis alles vorausgesetzt, kann es nur ein Mittel geben, wodurch wir in der Moral des Urchristenthums das, was auch Vorschrift für uns ist, von dem, was anfangs nur temporelle Vorschrift war, unterscheiden können. Was nehmlich für uns in unserer bürgerlichen Verfassung und gesamten Weltlage nicht mehr ganz passt, das müssen wir diesen gemäs modificiren, und was ihnen gar widerstreitet, davon müssen wir gar das Gegentheil thun. Es ist ia doch seltsam und die Gewissen beschwerend, Leuten noch iezt etwas als Gebot zu predigen, das sie iezt weder thun können, noch thun dürfen; oder ihnen iezt

etwas zu verbieten, das ihnen iezt heiligste Pflicht ist.

Der Verfasser dieser Schrift versucht es nur, Männern von grösserem Belang, welche einst das äusserstnöthige Geschäft besorgen werden, die urchristliche Moral in eine Moral für unser Zeitalter umzuschaffen, einige Materialien dazu in die Hände zu liefern. Er darf voraussezen, daß seine innigste Ergebenheit für das Christenthum allen seinen Lesern bekannt sei, und so bedarf es für ihn keiner besondern Schuzschrift für diese Piece, deren wahrer und einziger Zweck ist, das Christenthum von dem Vorwurfe, daß es eine übertriebene und überirdische Moral lehre, zu retten, Mönche und mönchisch denkende Asceten in die Grenzen der gesunden Vernunft zurückzuweisen und tausend Misverständnisse des Gewissens wahrhaftiggutdenkender Christen zu heben.

I.

Höhere Würdigung der Erde und des Erdenlebens.

Jesus, der grosse Moralist, war auch Lehrer der Unsterblichkeit des Geistes und einer künftigen bessern Welt. Er hatte das entschiedene Verdienst vor allen Weisen des Alterthums, daß er dis öffentlich und für das Volk war. Man überzeugt sich auch auf der Stelle, daß das Dogma von Fortdauer des Menschen im Tode das hauptsächlichste war, welches er predigte, und es mus auch den Christen zu allen Zeiten das ehrwürdigste und tröstendste zugleich bleiben.

Allein das Temporelle in der Anwendung, welche Jesus von diesem Dogma machte, ist unverkennbar. Er lehrte die Menschen nicht etwa blos durch edle Anwendung der Zeit den Grund zu einer glückseligen Ewigkeit zu legen und so

hier mittelbar für dort zu leben, sondern er lehrte sie, daß sie hier schon unmittelbar für dort leben müsten. Er hob sie, indem er ihnen ein künftiges Leben predigte, schon aus dem gegenwärtigen heraus. Er stellte ihnen den Himmel so hin, daß sie die Erde darüber aus ihren Blikken verliehren sollten. Er sprach der Erde das Vermögen ab, seine Verehrer zu beglücken und lies diese von der künftigen Welt nur Glückseligkeit erwarten u. s. w.

Der grosse Menschenlehrer ist auf der Stelle deshalb gerechtfertiget, daß er eine solche Anwendung von diesem Dogma machte. Er lebte unter einer Nation, welche ganz an der Erde klebte und sich mit ihren Hoffnungen und Wünschen einzig und allein auf sie einschränkte. Es war aber auch kein Wunder, daß sie so that. Ihre ältern Lehrer hatten sie blos an die Erde verwiesen und auf sie vertröstet. Moses selbst hatte nur ein gelobtes Land hiernieden verheissen, die Ewigkeit aber für sich behalten. Wie konnten also Menschen, die von weiter nichts, als von der Sinnenwelt wusten, anders, als blos sinnlich seyn? Selbst die pharisäische Sekte,

welche zu Jesu Zeiten ein Leben nach dem Tode glaubte, dachte sich doch dabei weiter nichts, als ein zweites irdisches Leben, eine neue Sinnenwelt, die noch mehr sinnliche Genüsse haben würde, als die alte. Das Uebel, welches Jesus heilen wollte, war demnach zu tief verwachsen, als daß es auf andere Art geheilet werden konnte, denn daß er es mit der Wurzel ausrisse. Sollte seine Nation an der Erde nicht mehr Alles finden, so muste er sie Nichts an ihr finden lehren. Sollte sie ihre Blicke nicht mehr einzig und allein auf die Erde heften, so muste er sie ganz ihren Blicken entziehen. Sollte Reform geschehen, so muste von einem Extrem zum andern geschritten werden; durch Temperatur sie zu bewirken, war nicht zu hoffen. Mit Gewißheit aber war vorauszusehen, daß die Menschen nach einer Reihe von Jahren oder Jahrhunderten auch vom andern Extrem zurückkommen und glücklich die Mittelstraße finden würden. Jetzt nur kam es darauf an, daß sich erst mitten unter lauter ganz irdischgesinnten Menschen eine Gesellschaft himmlischgesinnter bildete, die von keinem andern Vaterlande, als von der Heimat der Geister, wüsten, die keine andere Glückselig-

keit, als die zukünftige, kenneten, und die in dem Gedanken an die Ewigkeit lebten und webten; damit der Glaube an die Ewigkeit auf dem Erdboden nur erst festen Fuß fassete.

Dis ist iedoch noch nicht alles, was zur Rechtfertigung Jesu über seine Herabsetzung der Erde und des Lebens auf ihr gesagt werden kann. Für die ersten Christen hatte die Erde in der That keinen Lohn und sie musten lediglich auf den Himmel verwiesen werden. Sie waren zu Märtirern bestimmt; Märtirer aber haben einmahl nichts weiter vor sich, als das künftige Leben, müssen sich blos mit demselben trösten und sind im eigentlichen Verstande nur für selbiges da. Jesus konnte ihnen also die Erde, für deren Auswurf sie gehalten wurden, nicht anders, als dürftig für sie, beschreiben; er konnte nicht anders, als den Verlust des irdischen Lebens für den Preis erklären, wofür sie das Glück des künftigen erkaufen musten; er konnte nicht anders, als alle die Bande auflösen, welche sie an die Gesellschaft knüpften, damit sie durch keins derselben von ihrem Märtirerthum sich abwendig machen und zur Welt zurückziehen lassen möchten.

Welche über alles gehende Verschidenheit ist aber zwischen ienen ersten Christen und uns! Das Christenthum bedarf unter unserm Himmelsstriche keiner Märtirer mehr; denn es hat daselbst längst über das Heidenthum gesiegt und über das Judenthum zu siegen nie nöthig gehabt. Wir sind also nicht berufen, für die Religion zu sterben, sondern für die Gesellschaft zu leben. Wir machen keine besondere geschlossene Societät mitten in einer andern grössern aus, von deren Gutbefinden und Nachsicht unsere Fortdauer und Ruhe abhangen. Wir leben als Christen nicht unter zehen fremden Staatsverfassungen, die nicht unseres Glaubens sind, zerstreut, sondern wir haben selbst unsre eigene bürgerliche Verfassung. Wir werden nicht tolerirt, sondern wir toleriren. Jeder von uns hat nun sein Amt, seinen Stand und Beruf, worin er der Gesellschaft, deren Bürger er ist, seinen Beitrag zum allgemeinen Wohle leisten soll. Wir müssen also nicht von der Erde zum Himmel gehoben, sondern vom Himmel zur Erde zurückgebracht werden.

Wahrhaftig erhaben wird allerdings erst durch die Lehre vom künftigen Leben unsere Be-

stimmung. Durch sie wird es erst der Mühe recht werth, unsern Geist und unser Herz auf das sorgfältigste auszubilden, in ieder Lage des Lebens rechtschaffen zu sein und die kurze Laufbahn unserer irdischen Existenz mit tausend und aber tausend Segnungen zu bezeichnen. Durch sie wird der Seele erst ganz wohl, die hienieden nicht Genüge für sich findet, die besonders bei den Trennungen von ihren Lieben sich untröstbar fühlt und vor dem blossen Gedanken an ihre eigene Vernichtung zittert. So bleibe diese Lehre immerhin für unsern Geist die höchste Beruhigung, aber nicht die einzige. Die Glückseligkeit, auf welche der Christ zu rechnen hat, mus iezt nicht als eine solche beschrieben werden, die ienseits des Grabes erst anhebt, sondern als eine hier schon mit der ersten guten Gesinnung anfangende und dann auf ewig fortwachsende Glückseligkeit. Der Unterschied zwischen hier und dort mus nicht wie zwischen Nichts und Alles, sondern wie zwischen Weniger und Mehr festgesezt werden. Die schuldlosen Freuden der Erde zu verachten, mus nicht mehr als ein

Verdienst, sondern als Undank hingestellt werden.

Ebenso bleibe auch immerhin und allerdings die Lehre von der Ewigkeit für uns die stärkste Ermunterung zur Tugend; aber der Glaube an sie darf nun nicht mehr die Tugend selbst sein. Auch mus die Tugend, zu welcher sie ermuntert, nicht blos eine leidende, sondern vorzüglich eine wirksame Tugend sein. Nicht unmittelbar mehr, sondern mittelbar müssen wir hier für die Ewigkeit leben, d. h. nicht mehr durch Verlassung und Hintenansezung, sondern durch redliche und emsige Betreibung unseres irdischen Berufs. Man mus die Christen nicht mehr abrufen von den Geschäften des Lebens, sondern sie vielmehr antreiben, solche mit möglichstem Eifer zu verrichten. Es mus gar keine besondere Vorbereitung auf die Ewigkeit mehr geben, sondern die Leistung unserer gesellschaftlichen Pflichten mus zugleich diese Vorbereitung selbst sein, und ieder mus um so vorbereiteter auf die Ewigkeit erklärt werden, ie mehr er diese Pflichten erfüllt hat.

Nur auf solche Weise angewendet kann die Lehre von einem künftigen Leben in unsern Tagen heilsam und wohlthätig gemacht werden. Sonst wäre sie der Untergang iedes Staats, dessen allgemeines Wohl nur auf Arbeitslust, Betriebsamkeit und Berufseifer iedes einzelnen Bürgers beruhet. Das Christenthum hat aber die bürgerliche Gesellschaft nicht trennen, sondern sie vielmehr befestigen, nicht sie unglücklich, sondern glücklich machen sollen. Ein anderes war es in den ersten Zeiten, wo der Staat seinen Bürger, sobald er ein Christ ward, verſties und ihn dadurch völlig außer Stand setzte, seinen Beitrag zum allgemeinen Wohle zu leisten; ein anderes ist es iezt, da die Verhältnisse, Christ und Bürger, unzertrennlich verbunden sind und gleichsam nur eins ausmachen.

Wie sollten auch irdische Geschäfte unter der Würde des Christen sein? Himmlische kann er ia doch einmal noch nicht verrichten. Soll er etwa mit seinen Gedanken nur immer schon im Himmel sein, immer in heiligen Begeisterungen und Entzückungen schweben und das Leben verbeten? So wäre der Nichtchrist se-

liger zu preisen, der nichts vom Himmel weis, auf der Erde aber seine Pflichten erfüllt, wacker arbeitet und ein nützlicher Bürger ist. Am Ende käme dann dieser in den Himmel, ohne vorher etwas von ihm gehört zu haben; statt daß der Christ, welcher unaufhörlich an das künftige Leben dächte und darüber für das gegenwärtige nichts thäte, der Seligkeit desselben gewis verlustig würde. Die irdischen Geschäfte sind es, welche unsern Verstand ausbilden, alle unsere Kräfte üben und stärken und uns iene Verdienste sammeln, welche mit ihren seligen Folgen unser Heil in iener Welt ausmachen werden. Nicht nur der Denker bereitet sich durch sein Denken auf die Ewigkeit; auch der Handwerker thut es durch sein Handwerk und der Taglöhner durch seine Taglöhnerarbeit. Alle sollen wir arbeiten, so viel wir können, und darum so lange zu leben suchen, als möglich, und das Vorherwissen der Ewigkeit soll uns nicht antreiben, zu wünschen, bald in sie einzugehen, sondern vielmehr, spät in sie einzugehen, weil wir, ie länger wir uns hier durch Gemeinnützigwerden auf sie vorbereiten, desto würdiger in sie eingehen werden.

Und — so steigt dann ietzt bei ganz entgegengesetzten Lagen der Werth der Erde und des Lebens auf ihr für uns in derselben Masse, in welcher er für die ersten Christen sank und sinken muste. Die Erde ist nun kein Gegenbild des Himmels mehr, sondern vielmehr ein Vorbild desselben. Das Leben auf ihr ist das Gut aller Güter für uns, durch dessen Hingabe und Aufopferung um des Nahmens Jesu willen wir nicht, sondern durch dessen Genus und Anwendung im Namen Jesu wir nun den Gewinn des künftigen zu machen suchen müssen. Wir handelten gegen unsere eigene Erfahrung und Ueberzeugung, wenn wir der gegenwärtigen Welt alles Vermögen, uns zu beglücken, absprächen. Können wir es leugnen, daß sie viel reine und heilige Genüsse für uns habe?

Wollen wir auch diese eitel nennen, so würden wir uns versündigen, wenn wir dabei etwas anderes dächten, als daß sie vergänglich sind. Sollte aber nicht ein unvergänglicher Genus in ieder Welt ein förmlicher Widerspruch sein? Oder wenn er auch denkbar wäre, sollte fortdauernde Seligkeit bei ihm sein? Es scheint

in der That, als mischte sich die Fantasie hier zu sehr ins Spiel; alle unsere seitherige Erfarungen an uns selbst sind wenigstens dagegen. Abwechselung muß schlechterdings für uns sein, wenn wir in der Länge unsern Zustand behaglich finden sollen. Nun braucht es zwar gerade nicht Abwechselung des Guten und Bösen zu sein; wir können uns vielmehr auch eine Abwechselung des verschiedenen Guten denken; wird nicht aber auch hierdurch der Genus desselben ein vergänglicher Genus? So mögen also immerhin auch unsere irdischen Genüsse kommen und gehen; folgen doch wieder andere darauf. Und haben wir sie mit reinem Herzen geschöpft und empfunden, so bleibt uns das Andenken an sie noch süs und gibt ihnen für unsern Geist wenigstens eine Art von Unvergänglichkeit.

Irdischer Sinn und Sinn für die Erde sind himmelweit von einander verschieden. Jener ist Thorheit, dieser ist Weisheit und Pflicht für uns. Fehlt es uns an diesem, so vereiteln wir den ganzen Zweck unseres irdischen Daseins. Unmöglich kann der Urheber unserer Natur, indem er die Erde zu unserem ersten Aufenthalte bestimmte, gewollt haben, daß wir sie mit verächtlichen Blicken

ansehen, uns von ihr wegsehnen und alles, was sie ist, hat und gibt, als unserer unwürdig betrachten sollten; sonst hätte er uns gewis nicht auf sie gesetzt. Nein, wir sollten vielmehr ihre Schönheiten, welche sie in reicher Masse hat, aufsuchen, uns an ihnen leben und dadurch das Gefühl für die Schönheiten künftiger Welten in uns wecken. Wir sollten auf ihr die ersten Ideen, die Vorkenntnisse der Wahrheit sammeln, damit wir einst der vollen Einsicht der Wahrheit fähig wären. Wir sollten auf ihr im Kleinen Gutes thun lernen, auf daß wir es dort im Grossen zu thun im Stande wären. Kurz, dieses Leben sollte durch seine weise und edle Anwendung die Grundlage aller Seligkeit des künftigen für uns werden. Welch einen Werth hat es also für uns, und wie ehrwürdig mus uns der Stern sein, auf dem wir es führen! Die Erde ists, der wir alles zu danken haben werden; die Erde ists, deren wir nie vergessen und die wir ewig segnen werden.

II.

Mässigung der Klagen über die Leiden des Christen.

Wenn Jesus sprach — Wer ein Christ sein will, der nehme sein Kreutz auf sich und folge mir nach; — der Schüler mus es nicht besser haben wollen, als der Lehrer; hat er es noch so gut, wie dieser, so sei er zufrieden; — in der Welt habt ihr Angst u. s. w. — — Wenn die Apostel schrieben — wir müssen durch viel Trübsale ins Reich Gottes gehen; — der Teufel geht umher, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge; — lasset uns mit Christo leiden u. s. w. — — so war die Rede überall nur von ienen Verfolgungen, welche die ersten Gläubigen der Religion wegen von den Ungläubigen zu erdulden hatten. Diese waren das Kreutz, die Trübsale, die Versuchungen und die Anfechtungen, wovon wir allenthalben im neuen Testamente lesen. Die Christen lebten damals in iüdischen und heidnischen Ländern und die Obrig-

keiten waren es vorzüglich, welche sie ihres Glaubens wegen drückten.

Jetzt bilden wir ganze christliche Staaten. Heiden und Juden thun uns nichts mehr zu leide; die letztern sind froh, wenn wir sie nicht drücken, und — unsere Obrigkeiten sind unseres Glaubens. Unsere Lage ist also ganz die entgegengesetzte. Wer denuncirt uns iezt bei der Obrigkeit als Christen? Wohl aber werden wir als Unchristen bei ihr denuncirt. Welche Obrigkeit straft uns unseres Christenthums wegen? Wohl aber werden wir Unchristenthums wegen von ieder Obrigkeit gestraft. Sonst hies es, wer ein Christ sein will, der mus auf Geld und Gut, auf Haus und Hof, auf Familie, Freiheit und Vaterland Verzicht thun und alles verlassen, mus sein Leben verliehren, wenn er es gewinnen will; iezt kann man alles behalten und ein Christ sein; iezt behält man alles um so länger und hat Leben, Vaterland, Freiheit Weib und Kind, Haus und Hof um so gewisser, ie mehr man ein Christ ist. War also ein Christ in dem ersten Zeitalter der Kirche der unglücklichste Mensch: so kann er in unsern Augen der glücklichste werden, und statt ienes Ausspruchs — Hoften wir nur in diesem Leben auf Christum,

so wären wir die elendesten Kreaturen, können wir anietzt zur Ehre Jesu mit Wahrheit behaupten, daß wir, wenn wir auch nur in diesem Leben auf ihn hoften, die seligsten unter allen Kreaturen sein würden. Jesus selbst hat dies vorhergesagt, wenn er seinen spätern Verehrern nicht nur in der zukünftigen Welt das ewige Leben, sondern auch hier schon in dieser Zeit nach den Verfolgungen — nicht mit Verfolgungen, wie Luther übersetzt hat — d. h. in den Zeiten der Ruhe der Kirche Häuser und Aecker u. s. w. versprach.

In der That, es gehört doch wenig dazu, um sich zu überzeugen, daß ein wahrer Christ der glücklichste Mensch sei. Ein wahrer Christ ist nehmlich derienige, welcher sich an die sanftern Vorstellungen Jesu von Gott und von seiner Weltregierung hält und dabei die Pflichten treu erfüllt, welche er sich, den Seinigen und der Gesellschaft schuldig ist. Ein solcher wird wenig Leiden in der Welt haben, und die, welche er dann hat, hat er nicht darum, weil er ein Christ, sondern weil er ein Mensch ist. Alles eingebildete Böse verschwindet für ihn durch seinen aufgeklärten Gottesglauben und er weis von gar keiner Furcht, weil

er sich und sein Schicksal ganz in der Hand des Allvaters erblickt; und alles wirkliche Böse entfernt von ihm oder mildert doch für ihn sein praktisches Christenthum. Sein Körper ist und bleibt zwar vermöge seiner Natur verletzlich und zerstörbar, und so ist er allerdings Schmerzen, Krankheiten und zuletzt dem Tode selbst unterworfen; lebt er aber christlichmässig, so weis er von wenigern Schmerzen, wird seltener krank und stirbt am Ende, wenn er stirbt, den sanften Tod der Natur. Ebenso hat er auch viel Bedürfnisse, wie ieder andere Mensch, und seine und der Seinigen Erhaltung machen ihm mancherlei Sorgen; lebt er aber christlicharbeitsam, und christlichhaushälterisch, und ist er dabei christlichgenügsam, so drückt ihn kein Mangel, er erwirbt so viel, als für ihn und die Seinigen nöthig ist, und gelangt zu Haus und Hof, zu Aeckern und Gärten. Gleichergestalt hängt seine Ruhe nicht blos von ihm, sondern auch von seinen Mitbürgern ab; lebt er aber christlichverträglich und christlichbehülflich, ist er dabei christlichtreu und christlichbillig, so wird seine Ruhe seltener gestört werden und er wird Freunde und Lieben in Menge und gegen seine unverdienten Feinde Beschützer und Vertheidiger finden. Nicht weniger

steht er auch unter der Gewalt der Elemente, der Umstände und des Schicksals, und kann so gut alles verlieren, wie andere Menschen; handelt er aber auf allen Seiten christlichrechtschaffen, so wird er bei iedem wichtigen Verluste wohlthätige Menschenfreunde unter seinen Mitbürgern antreffen, die ihn unterstützen.

Es ist also auch zu irdischer und äuserlicher Glückseligkeit kein sichererer und geraderer Weg, als das Christenthum. Wozu nun das Fortklagen über die Leiden des Christen, wie zu Jesu und der Apostel Zeiten? Ist es nicht die grössest Ungerechtigkeit gegen das Christenthum selbst? Gewis, es ist Zeit, diesem Uebelstande abzuhelfen; denn so, wie die Sachen noch stehen, ist des Seufzens über die Noth des wahren Christen, verbunden mit dem Warten auf seines Leibes Erlösung, welches doch, ganz besondere Fälle abgerechnet, gegen alle wahre Religion ist, kein Ende.

Untersucht man aber dergleichen Klagen genauer, so zeigt sich bald, daß sie größtentheils nicht vom Christenthum, sondern vom Mangel an Christenthum herrühren. Jeder, wer sich in Sachen mischt, die ihn nichts an-

gehen, und da unberufen und mit Bitterkeit seine Meinung sagt, erklärt sich, wenn man deshalb Rache an ihn nimmt, für einen Märtirer der Wahrheit. Jeder prozessüchtige Bürger, dem die Richter Unrecht zuerkennen, weil er Unrecht hat, betrachtet dis als einen Druck, welcher ihm, als einem Kinde Gottes, von der im Argen liegenden Welt widerfährt, und wenn er am Ende Haus und Hof verprocessirt hat, so thut er, als hätte er alles verlassen, um Jesu nachzufolgen. Jeder um die Erziehung seiner Kinder unbekümmerte Vater nennet es ein Hauskreuz, wenn er hernach Schimpf und Schande an ihnen erlebt. Jede alte Frau, möchte man sagen, welcher irgendwo die Thüre gewiesen wird, zählt dis unter die Schmach, welche sie um Jesu willen erdulden mus; da sie doch, wenn sie durch ihre Schwazhaftigkeit und Ohrenbläserei nicht Unfug in Familien angerichtet hätte, noch aus- und eingehen dürfte nach, wie vor. Kurz, jeder durch seine eigene Schuld unglücklich gewordene leidet in seinen Augen nach Gottes Willen, wie ein Apostel, und tröstet sich mit biblischen Sprüchen, worin sich die ersten Christen in ihren Banden und Kämpfen Trost zusprachen, und alle glauben sie nur darum zu leiden, weil es des Christen Loos einmal sei, in der Welt Angst zu haben.

Wenn sich die Sache wirklich so verhielte, so wäre das Christenthum keine Religion für Menschen, d. h. für Wesen, denen der Trieb nach Glückseligkeit ursprünglich eigen ist, und der Stifter desselben wäre nicht gekommen, uns zu erretten, sondern uns ins Verderben zu stürzen. In ihren Anfängen mag eine neue Religion aus ihren Gläubigen immerhin Unglückliche und Märtirer machen; ja, sie kann vermöge der Natur der Sache und des Widerspruchs, welchen sie von den ältern Religionen erhält, nicht anders. In der Folge aber mus sie dis nicht, und am allerwenigsten ewig und immer. Vielmehr mus sie bald ihren Vorzug und ihre höhere Annehmungswürdigkeit dadurch beweisen, daß sie den Menschen mehr Glückseligkeit reicht, als sie bei den ältern fanden. Die Menschen aber etwa nur mit Seligkeiten des Geistes beglücken und abfinden wollen, streitet wider ihr Wesen, das noch sinnlich ist, und verwandelt sie in blosse Geister, das sie doch nicht sind. Und sie gar erst auf den Himmel vertrösten wollen, ist zu weit aussehend und eine Lehre, welche in unsern Tagen nur Tirannen und Tirannenknechte predigen können. Daß uns eine Religion, wenn wir es treu mit ihr halten, dafür, daß wir dis thun, heute oder morgen gerade nicht beglücke, darin wissen wir

uns zu finden; daß sie uns aber, wenn sie doch einmahl feststeht und ihre ganze Kraft äußern kann, in unserem ganzen Leben nicht beglücken dürfe und wir ihr dennoch treu bleiben sollen, dis wäre völlig widersprechend. Wozu hätten wir sie dann und worauf könnte sie die Forderung unserer fortdauernden Treue gründen? Auf blossen Verheissungen einer Glückseligkeit ienseits des Grabes etwa? Aber wie sollen wir ihr denn glauben, daß sie uns ienseits des Grabes noch glücklich machen werde, wenn sie uns dißeits desselben ohne alle Noth unglücklich machte?

Nein, wie gesagt, hofften wir auch nur in diesem Leben auf Christum, so müsten wir doch die glücklichsten unter allen Kreaturen sein. So mus es ietzt heissen und dis ist in unsern Tagen der rechte Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums. Sollten aber iene Sprüche von Kreutz und Trübsal wirklich noch fortgelten: so wäre das Christenthum nicht die wahre und keine göttliche Religion; denn es fehlte ihm solchergestalt die wesentlichste Eigenschaft derselben — das Seligmachende, d. h. das Beglückende. Es wäre zu wünschen, daß dieses Argument recht beherzigt würde; denn es beruhet darauf die Ehre des

grossen Nazaräners. Man verfehlt ja auch sonst in der That den vollen Sinn der Erlösung Jesu. Jesus kam, uns von Vorurtheilen und Lastern zu erlösen; diese geistige Erlösung sollte aber die leibliche zur unmittelbaren Folge haben und er wollte uns von Vorurtheilen und Lastern befreien, um uns von allen den Uebeln zu befreien, welche Vorurtheile und Laster nach sich ziehen. Man nehme nun diese in Gedanken weg — was fehlt den Menschen? Sind sie alsdann nicht warlich die glückseligsten unter allen Geschöpfen des Erdbodens?

Man könnte einwenden, daß die Juden solchergestalt nicht zu tadeln gewesen wären, wenn sie auch eine leibliche und irdische Erlösung von Jesu erwartet hätten; daß ihnen Jesus aber diese Erwartung gänzlich benommen, indem er ausdrücklich gesagt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Wie kann aber die leibliche Erlösung, von welcher iezt unter Christen die Rede ist, mit derienigen auch nur verglichen werden, welche die Juden meinten? Diese verstanden darunter hauptsächlich, daß sie von der Oberherrschaft der Heiden befreit würden und ihren eigenen unumschränkten König nach Davids Weise wieder bekämen. Stehen wir

denn unter heidnischer Botmässigkeit? Haben wir nicht unsere eigene christliche Fürsten, in deren Händen alle fürstliche Gerechtsame sind? Nein, diejenige leibliche Erlösung, welche wir durch Jesum erwarten und auch wirklich erhalten, besteht darin, daß wir, wenn wir Jesu Lehre, welche der Weg auch zu irdischer Glückseligkeit ist, ganz ausüben, von allem dem Bösen, dessen Quellen Unvernunft und Leidenschaft sind, frei werden und unter dem Schutze unserer rechtmässigen Obrigkeit an allen Gütern und Segnungen der Erde Theil nehmen; ganz so, wie in Verleih uns Frieden gnädiglich zu finden ist.

Und — gab denn Jesus nicht selbst seiner Nation deutlich genug zu verstehen, daß sie auch sogar diejenige leibliche Erlösung, welche sie durch ihn erwartete, durch ihn erhalten würde, wenn sie es recht darnach anfinge? Hier aber entstand eben das grosse Misverständnis zwischen ihm und seinen Zeitgenossen. Unmittelbar wollten diese durch ihn wieder frei und unabhängig werden, oder leiblich erlöset sein. An ihre Spitze sollte er sich stellen; ihre Schwäche sollte er durch seine Wunderkräfte ersetzen; die Römer sollte er aus dem Lande treiben und dann ihr König in Davids und

Sa-

Salomo's Glanze sein. Jesus aber wollte sie nur mittelbar frei von dem römischen Joche machen. Geistig sollten sie sich erst von ihm erlösen lassen; dann würde die leibliche Erlösung von selbst erfolgen. An ihre Spitze wollte er zwar wohl treten, aber nicht als Koszciusko, sondern als Lehrer der Wahrheit und Tugend. Wenn sie sich durch seinen Unterricht zu weisen und guten Menschen machen liessen, dann würde der Gott ihrer Väter sich über sie erbarmen und ihrem Staate den Glanz wiedergeben, welchen er ehemals gehabt. Daß dis Jesu wirkliche Meinung aus Patriotismus gewesen sei, erhellet deutlich aus dem Abschiede, welchen er, da sie den Weg der Besserung, als den einzigen Weg zu ihrer leiblichen Erlösung, einzuschlagen durchaus abgeneigt waren, von ihnen also nahm — „Wie oft habe ich euch versammeln wollen, — nicht wie ein Heerführer seine Truppen, sondern wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt; aber ihr habt nicht gewollt. So wird dann euer Haus nun euch wüste gelassen werden.“ Also, wenn sie sich nach seiner Art von ihm hätten versammeln, d. h. warnen und bessern lassen, so wäre ihr Haus nicht wüste gelassen worden. Im Vorbeigehn gesagt, die Juden machten es aber, wie die Christen. Jene woll-

ten ohne Besserung und unmittelbar leiblich durch Jesum erlöset sein; diese wollen ebenso ohne Besserung und unmittelbar geistig durch ihn erlöset werden. An das Thun des Willens des Vaters im Himmel, welches die einzig mögliche Erlösung ist, wollen und wollten beide nicht.

Wie stimmen nun zu dieser Erlösung, welche Jesus auch im leiblichen mit der Zeit bewirken wollte, die ungeheuren Klagen, welche man nach so vielen Jahrhunderten noch in unsern Tagen über Leiden und Widerwärtigkeiten, als von dem Glauben an Jesum unzertrennlich und nothwendig aus ihm folgend, führt? Ist es nicht, da nun iene besondern Leiden, welche die ersten Christen trafen, gänzlich aufgehört haben, wahre Lästerung des Christenthums, wenn noch immer fort geglaubt und gelehrt wird, daß ein Christ als Christ so viel zu leiden habe? Es ist ia schlechterdings nicht wahr und die Erfarung selbst spricht laut dagegen. Warum lässet man nun noch die Leute immer dabei und bestärkt sie noch obendrauf darin? Der Schade ist ia doch unermeslich gros, welcher dadurch gestiftet wird. Der Eifer für das Christenthum wird dadurch geschwächt; Jesus wird nur als ein hal-

der Seligmacher dargestellt, und jeder unglückliche Christ schiebt, statt die Handlungen, welche allein ihn unglücklich gemacht, zu untersuchen, als solche zu erkennen und sofort zu unterlassen, die Schuld lieber geradezu auf sein Christenthum. Er verspricht sich das Wohlgefallen Gottes an seinen Leiden und glaubt, Gott durch sie zu preisen, da er doch Gott dadurch schändet und Gott an ihm Misfallen haben mus. Er hoft Märtirerlohn von der Ewigkeit, die keinen Lohn für Menschen haben kann, welche Märtirer ihrer eigenen Thorheiten wurden und sich nicht der Religion, sondern ihren Leidenschaften aufopferten.

Diesem unchristlichen Unwesen kann nur folgendergestalt ein Ende gemacht werden. Da der heutige Christ doch einmahl sein neues Testament noch ganz lieset, so mache man ihn zwar mit den Leiden der ersten Christen bekannt, aber nicht so, als wenn es noch Leiden für ihn wären, sondern man sage ihm ausdrücklich, daß diese ihn nicht mehr treffen und daß er sein Christenthum gar nicht mehr in Leiden für Christum und mit Christo zu setzen habe. Man bezeichne ihm also die Stellen in den Reden Jesu sowohl, als in den

Briefen der Apostel, in welchen nur von ienen Leiden der ersten Christen die Rede ist, und lehre sie ihn als gar nicht mehr anwendbar auf uns betrachten. Man citire solche Stellen nicht mehr für Leidende unserer Tage und lasse sie am allerwenigsten den gemeinen Mann von Jugend auf auswendig lernen. Man streiche in den Gesangbüchern die Rubrik von Kreutz und Trübsal und schreibe dafür Leiden des menschlichen Lebens hin; man verkürze diese Rubrik und werfe alle die Lieder weg, welche die Christen noch immer als Verfolgte und als Märtirer, und die Erde als ein Jammerthal vorstellen. Es ist wahrer Unsinn, wahre Gotteslästerung in den mehresten derselben, und eine Liturgie, welche dergleichen noch duldet, bereitet nicht so wohl eine christliche Gottesverehrung, als vielmehr eine weinerliche Komödie. Dafür vermehre man die Lob- und Danklieder und die Lieder von allen einzelnen Theilen des praktischen Christenthums, woran es noch so sehr fehlt. Man mache den heutigen Christen mit der Glückseligkeit vertraut, welche ihm iezt sein Christenthum gewährt; man lehre ihn seine Pflichten und erwärme sein Herz recht für sie; man leite seine Aufmerksamkeit auf die zahl- und schuldlosen Genüsse

des Lebens und lasse ihn Gott in allen seinen Lagen nicht anders, als im Bilde des obersten Vaters erblicken, der nur durch Rechtschaffenheit und Vertrauen verehrt sein will und der seine wahren Verehrer durch ihre Verehrung selbst mit allen zeitlichen und ewigen Gütern segnet.

Unsern Religionslehrern ist es besonders Pflicht, hierzu beizutragen, und sie sollen ihr Hauptgeschäft darin suchen; denn es ist unbeschreiblich, wie verworren noch im Kapitel von Kreuz und Trübsal die Begriffe des christlichen grössern Haufens sind. Sie müssen daher unaufhörlich vom Glück des wahren Christen reden, solches ausführlich aus einander setzen und das Volk auf den Weg weisen, desselben theilhaftig zu werden. Sie müssen bei ieder Gelegenheit darthun, daß wahres Christenthum, d. h. treue Erfüllung unserer Pflichten, das sicherste Mittel sei, lange zu leben, ein glücklicher Greis zu werden, gesund, wohlhabend, geehrt und geliebt zu sein und überhaupt volle Genüge zu haben. Sie müssen sich aller iudaizirenden Vorstellungen von Gott enthalten, müssen iedem Aberglauben und iedem religiösen Vorurtheile

entgegenarbeiten und sich schämen, von Anfechtungen des Teufels noch zu reden, oder gar die geistliche Rüstung zu beschreiben, mit welcher ihm entgegen gegangen werden müsse. Sie müssen ieden Sünder auf sein eigenes Herz, als seinen ärgsten Feind, zurückführen, ieden Leidenden anhalten, vor allen Dingen sich zu fragen, ob er nicht durch seine eigene Schuld leide, und sich nie so weit verwerfen, daß sie den für irgend ein Laster gestraften so trösten, daß er sich in dem Glauben einwiege, als leide er als ein Christ. Sie müssen dem Müssiggänger Arbeitsamkeit, dem Verschwender Sparsamkeit, dem Leichtsinnigen Ernst, dem Unmässigen Mässigkeit, dem Zanksüchtigen Verträglichkeit lehren, müssen die Reichen wohlthätig, die Mächtigen gerecht zu machen und allenthalben den Geist der Liebe auszubreiten suchen. Dis macht ihnen mehr Ehre, als wenn sie in die Klagelieder des Volks über Kreutz und Trübsal, das nicht mehr Statt findet, einstimmen und dabei weder Fus, noch Hand, noch Mund regen, die wirklichen Leiden, welche aus der Natur des Menschen, aus der bürgerlichen Gesellschaft und aus dem Wechsel der Dinge folgen, zu verringern, oder

doch zu erleichtern. Auch wird auf diese Weise, ja einzig und allein nur auf diese Weise, der Zweck des Christenthums und der erhabene Plan seines Stifters — die Menschen zu erlösen, d. h. Glückseligkeit aller Art unter sie zu verbreiten, — wahrhaftig erfüllt und erreicht.

III.

Ehrenrettung des Reichthums.

Jesus pries die Armen, als Arme, vorzüglich selig, widerrieth das Schätzesammeln auf Erden und erklärte es für eine Unmöglichkeit, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. — Wie könnten und dürften wir Sätze von solcher Art zur Moral unserer Tage rechnen!

Es ist aber bekannt genug, daß bei den ältern Juden Reichthum ehrwürdig und Armut verachtet machte, und daß dis so weit ging, daß man Reichthum für einen untrüglichen Beweis der Gnade und des Wohlgefallens Gottes und Armut für einen eben so untrüglichen Beweis des göttlichen Misfallens und Zorns erklärte. Es war dis eine natürliche Folge des religiösen Unterrichts, welchen der ältere Jude genos. Freilich, wenn der Tugend nichts, als äuserlicher und irdischer Lohn, verheissen wird, so mus man auf die Schlusfolge kommen —

wer also reich ist, der ist tugendhaft, denn Gott lohnt ihn durch Reichthum, und wer arm ist, der ist ein Bösewicht, denn Gott straft ihn durch Armut. Und so that Jesus brav daran, daß er dis menschenfeindliche Vorurtheil seiner Nation zerstörte; gewis aber hat er an die Stelle desselben nicht ein anderes eben so menschenfeindliches hinstellen wollen, daß nun die Reichen als hier von Gott abgefundene und dort zu Strafen aufbehaltene Menschen zu betrachten wären. Sonst bestände die ganze moralische Reform, welche er gestiftet hätte, darin, daß nun die Armen die Reichen verdammen könnten, wie ehemals die Reichen die Armen verdammt hätten. Nein, er wollte nur die wahre Taxation der Menschen angeben, welche nicht nach vornehmer Geburt und nach Reichthum, sondern nach wahren Verdiensten und nach rechtschaffenen Gesinnungen geschehen müsse, und wenn dann gute Arme ihrer Armut wegen verächtlich waren, oder durch ihre Armut abgehalten wurden, an den Glückseligkeiten dieses Lebens Theil zu nehmen, so verdient er Lob und Segen dafür, daß er sie wieder zu Ehren brachte und sie mit Seligkeit in einer gerechteren Welt tröstete.

Ebenso scheint es auch, daß bei weitem der grössere Theil der Reichen zu Jesu Zeiten eine übermüthige, prassende, grobsinnliche und wollüstige Art von Menschen gewesen sein möge. Sie mochten es wohl verdienen, daß er sie so herabsetzte, weil sie wenig moralischen Werth hatten. Vieleicht war zu der Zeichnung, welche er im Gleichnis vom reichen Manne entwarf, in neun und neunzig von hundert Reichen seines Zeitalters das Original da. Kein Wunder alsdann, daß er so gegen sie eiferte. Indessen wollte er gewis nicht zu verstehen geben, daß man alle Reiche so zu betrachten hätte; denn er hätte sich sonst selbst widersprochen. Sein eigener Jünger Johannes war ia auch wohlhabend, und doch so gut. Wem hätte er sterbend seine Mutter empfehlen wollen, wenn er ihn nicht hatte? Lazarus war sogar sehr reich, und er hatte ihn doch so lieb.

Daß Jesus sagte, es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe — welches allerdings eine Unmöglichkeit ist — als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, ist leicht zu erklären. Man mus nur die Gelegenheit nicht aus den Augen lassen, bei welcher er diesen Ausspruch that. Der stolze Jüngling verdiente die Replik, welche er ihm gab, so

sonderbar auch die Zumuthung scheinen mag, die er ihm in selbiger machte; ihr widriger Eindruck auf den iungen Reichen aber setzte Jesum in Affekt, wo dann die Worte nicht immer so genau zu nehmen sind. Man sieht ia recht deutlich, wie der Affekt stieg und wieder fiel. Zuerst sprach Jesus blos — Schwerlich wird ein Reicher in das Reich Gottes kommen; dann rief er aus — Unmöglich ists, daß dis geschehe; zulezt restringirte er wieder — Bei den Menschen ists unmöglich, aber nicht bei Gott. Nicht zu gedenken, daß Markus berichtet, Jesus habe den Ausdruck — die Reichen — sogleich mit dem Ausdruck — die ihr Vertrauen auf ihren Reichthum setzen — vertauscht, wodurch dann die Sache auch sehr verändert würde.

Daß es aber damals wirklich schwer halten muste, daß ein Reicher in das Reich Gottes käme, ist auf der Stelle klar; man verbinde nur mit dem Ausdruck — ins Reich Gottes kommen, keinen andern Begrif, als — Christ werden. Jeder Volks- und Zeitgenosse Jesu, der ein Christ werden wollte, ward sofort in den Bann gethan, kam um alles das seinige und muste seine gesammte Habe mit dem Rücken ansehen. Wie viel Men-

schen haben nun wohl so viel Kraft, der Religion solche Opfer zu bringen? Man hat in der That in unsern Tagen gut reden, wenn man sich diese Kraft sogleich zutrauet, da man gewis weis, daß man in dergleichen Versuchung nicht kommen könne. Auch findet das Herz leicht ein Mittel, sich solchen Opfern zu entziehen, ohne seiner Meinung nach dadurch Unrecht zu thun. Man denkt nehmlich, es sei genug, an die Wahrheit zu glauben, wenn man auch nothgedrungen das Gegentheil derselben mit dem Munde bekenne; weil Gott nur das Herz ansehe und ihm mit unserem Unglück nicht gedient sein könne. Da also das Christenthum in den ersten Zeiten mit Verlust alles dessen, was man hatte, verbunden war, so konnte Jesus mit Recht sagen, daß Leute, die sehr viel zu verlieren hätten, schwerlich Christen werden würden.

Eben darum widerrieth nun auch Jesus das erst reich werden wollen. Lust haben, Christ zu werden, und Lust haben, reich zu werden, vertrug sich nicht zusammen. Wie durften auch Leute, die zu Märtirern bestimmt waren, an Schätze sammeln denken? Man siehet es ia, wie so ungern sich oft die Reichen von ihrem Vermögen trennen, wenn sie auch ein noch so später natürlicher

Tod davon abruft, und was für Mittel und Wege würden sie nicht einschlagen, wenn es dergleichen gäbe, ihm zu entgehen? Um aber einem frühen gewaltsamen Tode zu entgehen, gab es für die ersten Christen ein überaus leichtes Mittel; sie durften nur das Christenthum wieder verlassen. Auf alle mögliche Weise muste sie daher Jesus vom Hange nach irdischen Schätzen abziehen; weil dieser den Enthusiasmus erstickte, ohne welchen man damals weder Christ werden, noch Christ bleiben konnte. Und so ists auch erklärt, warum Jesus ienem Jünglinge, der erst noch einmahl nach Hause gehen und seinen Vater begraben, d. h. seines Vaters Tod abwarten und ihn beerben wollte, die Weisung gab, dis nicht zu thun, sondern ihm auf der Stelle nachzufolgen; denn er war überzeugt, daß selbiger, wenn er erst eine gute Erbschaft gethan hätte, nicht wiederkommen würde.

Dis alles hat sich aber in unsern Tagen gänzlich geändert. — Wir sind iezt über den eigentlichen Masstab bei Beurtheilung des Werths der Menschen ziemlich einig, und kein Reicher darf es mehr wagen, wenn er sich auf seinen Reichthum auch noch so viel einbildet, seine Einbildung vernünftigen Leuten merken zu lassen. Reich sein

und Gott gefällig sein sind nun keine sinonimische Redensarten mehr; so müssen dann aber auch arm sein und Gott gefällig sein dergleichen nicht werden. Nützlichkeit, besonders Gemeinnützigkeit, bestimmt itzt allgemein den Werth der Menschen. Wir schätzen den Reichen nicht, wenn er diese nicht aufzuweisen hat; wir müssen aber auch den Armen nicht eher schätzen, bis er sie aufweisen kann. Das Prädikat, gut, mus bei beiden Subiekten stehen, wenn beide Achtung verdienen sollen. Selig sind gute Arme, mus es heissen; aber eben so auch — selig sind gute Reiche.

Es kommt dazu, daß es gottlob in unsern Tagen an solchen guten Reichen nicht fehle. Jeder kennet gewis dergleichen Reiche an seinem Orte, und wer sich iemals bei Errichtung menschenfreundlicher Anstalten an die Spitze gestellt hat, der unterschreibt diese Wahrheit zuverlässig. Es wäre also eine Sünde, das Wehe über die Reichen im Allgemeinen nach, wie vor, auszusprechen. Mag es doch sein, daß es auch immer noch schlechte Leute unter ihnen gebe; unter den Armen gibt es dergleichen auch, und wer sich iemals mit der öffentlichen Fürsorge für sie beschäftigt hat, der unter-

schreibt auch gewis dieses als Wahrheit. Ein Reicher, der sein Vermögen rechtmässig besitzt, es menschlich geniesst und Andere daran Theil nehmen lässet, ist und bleibt ein verehrungswürdiger Mann. Gleichergestalt ist es keine Schande, ohne seine Schuld arm zu sein oder arm zu werden; — Ehre ist dis sogar oft. Wie kann es aber ein Verdienst sein, muthwillig zu verarmen, oder muthwillig nicht wohlhabend werden zu wollen, wenn man es doch durch Betriebsamkeit oder sonst mit Recht werden könnte?

Daher ist dann auch das Verbot des Schätzesammelns auf uns gar nicht mehr anwendbar. Die Leute müssen iezt vielmehr zum Sammlen und zum reich werden wollen durch Arbeitsamkeit und gute Haushaltung ermuntert werden. Es ist iezt sehr heilsam, ein eignes Haus zu haben, es schuldenfrei zu besitzen und immer in gutem Stande zu erhalten; denn wir sind iezt festeinheimisch, bleiben da wo wir sind, und sind B ü r g e r. Wir haben iezt Familie, von der wir uns, ohne vertragbrüchig zu werden, nicht trennen dürfen; eine Haushaltung zu erhalten, kostet aber in unsern Tagen viel. Wir sind keine Kolonisten auf neuentdeckten reichen Eilanden, die allenthalben noch nach Gefal-

len zugreifen könnten, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern müssen alles das, was wir nicht selbst erzeugen, von andern kaufen und bezahlen, und die Preise der Dinge steigen immer höher. Auch lebt sichs besser, wenn man mehr, als die blosse Nothdurft hat. Auch ists gut, in der Theurung, in Krankheiten, in brodlosen Zeiten und im Alter einen Nothpfennig zu haben, und unsern Kindern ist sehr damit geholfen, wenn wir durch Aussteuer oder Nachlas den Grund zu ihrem künftigen häuslichen Wohlstande legen. Die protestantische Kirche weis gottlob auch von keinen Bettelorden; deren Existenz iedoch selbst voraussetzt, daß es Reiche geben solle, die sie ernähren. Jeder von uns soll vielmehr so wohlhabend zu werden suchen, als er es mit gutem Gewissen werden kann. Es wird dessen ungeachtet immer Arme genug geben; wie könnten diese aber auf Unterstützung hoffen, wenn es an Begüterten fehlte? Ueberhaupt liegt schon in den Vorschriften, welche das Christenthum zur Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gibt, für spätere Christen stillschweigends die Vorschrift zugleich, nach Wohlstand und Ueberflus zu trachten; denn nur von unserm Ueberflus dürfen wir Andern mittheilen, wenn wir nicht Ungerechtigkeit gegen uns selbst und gegen die Unsrigen ausüben wollen.

Und — so ist auch iezt der Spruch nicht mehr anwendbar, daß es schwer sei, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Versteht man nehmlich, wie es eigentlich sein sollte, darunter, daß ein Reicher ein Christ werde, so ist für unser Zeitalter gar kein Sinn darin. Wir sind iezt schon alle geborne Christen, und so sind es unsere Reichen auch. Sie werden ebenfalls, wie die Armen, gleich nach ihrer Geburt getauft; wie kann man von Leuten, welche in den ersten Tagen ihres Lebens schon und ohne all ihr Wissen und Zuthun in das Reich Gottes aufgenommen werden, sagen, daß es schwer halten werde, daß sie iemals hineinkämen? Es müste also der Fall etwa zu befürchten sein, daß die Reichen hernach, wenn sie zu Verstande kämen, vom Christenthum wieder abfielen. Laufen sie denn aber in unsern Tagen etwa Gefahr, ihres Christenthums wegen Haus und Hof und all ihr übriges Vermögen zu verliehren? Wie könnte es ihnen also einfallen, Apostaten zu werden und zum Judenthum etwa überzugehen? Wer hat es denn besser iezt — die reichen Juden oder die reichen Christen? Man kann die leztern getrost samt und sonders nach der Reihe fragen, wer von ihnen Lust habe, Jude zu werden, und es wird sich keiner darunter finden.

Auch können die Reichen iezt mit leichterer Mühe noch immer mehr ins Reich Gottes kommen, d. h. aufgeklärtere Christen werden, als die Armen. Sie können für ihr Geld vollkommenern Schulreligionsunterricht haben, können auf der Akademie ein Privatissimum über das Christenthum hören, können sich mehr Lektüre verschaffen, können den Umgang der Gelehrten mehr geniessen und — bekommen gegenwärtig schon hier und da vorzugsweise die vernünftigern Religionsbegriffe, welche man den Armen vorenthält, weil man die Entdeckung gemacht haben will, daß das vernünftigere Christenthum beim gemeinen Manne das Rebellionsfieber erzeuge.

Versteht man aber unter dem Ausdruck, ins Reich Gottes kommen, wie gemeiniglich der Fall ist, das Gelangen zu dem höhern Glück des künftigen Lebens, oder das sogenannte Seligwerden: so ist wenigstens nicht einzusehen, warum auch dieses in unsern Tagen den Reichen schwerer werden sollte, als den Armen. Die Reichen können weit mehr anwenden, ihren Geist auszubilden, und haben lebenslang auch wirklich mehr Zeit dazu, als der Arme, der in der Jugend nicht einmal die ge-

ringste Naturkunde erlernt, der seinen Körper wieder ablegt, ohne ihn einmal kennen gelernt zu haben, der während seines ganzen Lebens durch die gröbste Handthierung zum Denken abgestumpft wird und vor Arbeit und Plack nicht einmal viel ans Denken kommen kann. Die Reichen können in allen Fächern des bürgerlichen Lebens mehr lernen und daher auch nützlichere Bürger werden. Sie können, wenn sie wollen, dem Vaterlande, dem Staate und der Kirche umsonst dienen. Sie können weit mehr menschenfreundliche Handlungen verrichten und verrichten lassen, können öffentliche gute Anstalten vervollkommnen, Künste und Wissenschaften befördern, Witwen und Waisen unterstützen, in allgemeinen Nöthen zutreten u. s. w. Und — wer dis alles thut, der wird doch wohl selig?

Wie ists doch also iezt, da uns der Reichthum nicht mehr in Versuchung, vom Christenthum abzufallen, führt, der Mühe werth, ein reicher Mann zu werden! Wie schön ists, schon ein Reicher geboren zu sein! So thöricht es ist, einen Reichen, blos als Reichen, selig zu preisen, — und welcher Mann von Ehre wird sich dazu hergeben? — so abscheulich würde es iezt sein, zur Seligkeit der Reichen, als Reichen, die Achseln zu zucken. Es

kommt alles darauf an, ob der Reiche seinen Reichthum nicht blos habe, sondern auch geniesse; thut er dis, so müssen wir ihn schon für einen vernünftigen Mann halten. Es kommt alles darauf an, ob er seinen Reichthum nicht blos selbst geniesse, sondern auch Andre gern daran Theil nehmen lasse; und in diesem Falle müssen wir ihm sogar Aehnlichkeit mit Gott zugestehen.

Wie nöthig es in unsern Tagen sei, dergleichen Vorstellungen mehr in Gang zu bringen und sie besonders dem Volke vorzuhalten, können diejenigen am besten wissen, welche das Volk näher kennen zu lernen Gelegenheit haben. Was ist unter den Armen gewöhnlicher, als Neid, Misgunst und lieblose Gesinnung gegen die Reichen? Ist es recht, daß sie die christliche Sittenlehre darin bestärke? Gibt es auch immer noch Reiche, die entweder Geizhälse oder Verschwender sind, so mus es doch dem gemeinen Manne nicht vorkommen, als würde ihm unter dem Fus gegeben, sie alle für solche zu erklären und daraus ein Argument dafür zu schöpfen, daß man sich an einem Reichen gar nicht versündigen könne. Leider glaubt er fast durchgängig, daß einen Reichen beim Handel oder bei der Arbeit übervortheilen, oder sonst betrügen, gar nichts unrechts

sel; selbst ein förmlicher Raub, an einem Reichen begangen, wenn er davon hört, hat seinen Beifall. Ja, was das ärgste ist, er betrachtet jeden Begüterten als einen Menschen, der hier vom Schicksal abgefunden werde und der sein Gutes in diesem Leben empfange, dort aber gepeinigt werden werde. Es ist Zeit, auch dieser höchst unchristlichen Denkart entgegen zu arbeiten und dem Armen den Dünkel zu benehmen, als wenn er allein selig, der Reiche aber verdammt werde. Wenigstens mus es ihm nicht mehr frei stehen, die Wahrheit dieser menschenfeindlichen Behauptung sogar mit biblischen Sprüchen belegen zu dürfen.

IV.

Pflicht, für die Zukunft zu sorgen.

Es reicht nicht hin, zu sagen, daß Jesus, wenn er das Sorgen für den morgenden Tag verboten, nur das ängstliche Sorgen gemeint habe. Das griechische Wort besagt dis nicht nur nicht, sondern es ist auch aus dem ganzen Zusammenhange klar, daß er das Sorgen für die Zukunft im Irdischen überhaupt gemisbilligt habe. Sogar die Frage — was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? — soll ia nicht einmal geschehen. Und — die Hinweisung auf die Sorglosigkeit der Vögel und Bluhmen setzt es vollends ausser Zweifel, daß Jesus die irdischen Sorgen ohne Unterschied verworfen habe.

Am befriedigendsten würde es freilich sein, wenn man annähme, daß dis alles nur den Aposteln gesagt worden sei. Männer, welche ihr Beruf

unaufhörlich umhertrieb und die bestimmt waren, sich blos mit dem Predigtamte zu beschäftigen, konnten und durften sich auf Nahrungssorgen, oekonomische Vorkehrungen u. d. nicht einlassen. Sie musten hoffen dürfen, daß Gott, dessen Sache die Wahrheit ist, welche sie betrieben, sie ebenso ohne Sorgen ernähren und kleiden würde, wie er Andere mit Sorgen durch seinen Segen ernährt und kleidet. Auch hatten sie in der That nicht nöthig, für ihre Subsistenz besonders zu sorgen; denn dadurch, daß sie das Evangelium verkündigten, sorgten sie auch zugleich für ihren Unterhalt. Unter denen, welchen sie es verkündigten, gab es immer Dankbare genug, die sie mit den Nothwendigkeiten des Lebens dafür versorgten. Sie waren angewiesen, aus Häusern, wo man sie nicht aufnehmen würde, sofort wieder wegzugehen, und so lange umherzugehen, bis sie in ein Haus kämen, wo sie aufgenommen würden. Es konnte also nicht fehlen, daß sie auf ihren Amtsreisen täglich irgendwo den Tisch für sich gedeckt fanden, und es ward von Andern wirklich so für sie mitgekocht, wie für die Vögel des Himmels vom Landmanne mitgesäet wird, die solchergestalt der himmlische Vater auch ernährt.

Allein es steht dann doch geschrieben, daß nicht blos die Apostel, sondern auch eine sehr zahlreiche Volksmenge diesem Unterrichte beigewohnt, und so war es im Grunde Unterricht für die sämtlichen Zeitgenossen Jesu. Jeder, wer es hörte, muste es sich annehmen, und alle, wie sie da waren, musten es von Stund' an für ihre Pflicht halten, nicht mehr für den folgenden Tag zu sorgen. Was da wohl geworden sein würde, wenn diese Leute wirklich alle so gethan hätten? — So richtig diese Frage klingt, so konnte doch Jesus in der That nicht anders lehren, wenn er das Christenthum wirklich aufrichten wollte.

Die Sorgen für die Zukunft waren gerade dasjenige, welches damals am meisten von Annahme des Christenthums abhielt. Da Verlust aller Art auf der Stelle damit verbunden war, so muste jeder allerdings fragen — wovon hernach leben, wenn mir Alles genommen wird? Und hatte er Familie, so muste er diese Frage dreimahl thun. Kein Wunder also, daß Jesus dieses wesentliche Hinderniß des Christenthums aus dem Wege zu räumen suchte. Es war unmöglich, daß er Anhänger bekommen konnte, wenn er nicht die Lehre predigte, daß man nicht weiter hinaus sehen müsse, als bis

auf heute. Wer weiter hinaus sah, trat zurück. „Der morgende Tag wird für das seine sorgen" dis muste der Wahlspruch aller sein, die sich mit ihm verbanden. Jesus konnte auch in der That allen ersten Christen, weil sie zu Märtirern bestimmt waren, das Besorgtsein ihres künftigen Unterhalts wegen, so lange sie ihn brauchten, benehmen; denn es bleibt immer und ewig wahr, daß jeder Mensch in Fällen, wo er nicht selbst für sich sorgen kann, sich getrost auf höhere Alleinfürsorge verlassen könne, und daß Leute, die einen ausserordentlichen Beruf haben, auch Gegenstände einer ausserordentlichen Providenz sein müssen.

So kann aber auch das Verbot des Selbstsorgens nicht länger gelten, als die Hofnung auf ausserordentliche Providenz gilt, und diese gilt für uns in unsern Tagen nicht mehr, weil wir keinen ausserordentlichen Beruf, d. h. keinen Märtirerberuf mehr haben. Wir können getrost weiter, als bis auf heute, hinaussehen und so müssen wir es auch. Niemand von uns darf fürchten, daß er vieleicht morgen schon für die Religion gewaltsam sterben müsse. Jeder von uns aber weis, daß sich morgen sein Tisch so wenig selbst decke, wie heute. Und wollten wir uns etwa daran begnügen, daß

wir an iedem Tage so viel erwürben, als wir verzehrten, wovon subsistirten wir alsdann in Krankheiten und im Alter? Wovon reichten wir die Abgaben an die Obrigkeit ab? Womit unterstützten wir in grossen Nothfällen unsre leidenden Brüder? In der That, wenn das Verbot, für den künftigen Tag zu sorgen, wirklich noch Platz fände, so müsten wir auch keine Häuser bauen, oder sie ausbessern, kein Feld besäen, keine Erndte halten, keinen Garten anlegen, keinen Baum pflanzen; kein Mensch müste sich um Amt und Dienst bewerben und seine iugendlichen Jahre zu Lehriahren anwenden; keine Eltern müsten ihre Kinder etwas lernen lassen oder sonst für ihr zeitliches Glück bedacht sein. Es fällt also in die Sinne, daß ienes Verbot nur temporell war und daß iezt das Gegentheil davon für uns Verbot werde.

Nie dürfen wir uns etwas zur Pflicht anrechnen, wodurch wir, wenn wir es thäten, unsere heiligsten und unerläslichsten Pflichten übertreten würden. Wir sind iezt wirkliche Staatsbürger, sind ansässig, haben Familie und brauchen viel. So handeln wir nicht, wie die Heiden, oder die Leute, die an keine Fürsorge Gottes glauben, wenn wir auf Vorrath von allen Sachen halten, zu rechter

Zeit einkaufen und alles wohl aufbewahren, sondern wir handeln dadurch wie aufgeklärte und wahre Christen, die sich von der göttlichen Fürsorge in unsern Tagen einen wahrhaftigvernünftigen Begrif machen. Jeder Mensch, wer iezt nicht weiter, als auf heute, siehet, wird mit Recht für einen leichtsinnigen und dissoluten Menschen erklärt, dergleichen dem Staate und den Mitbürgern endlich zur wahren Last fallen und daher sogar obrigkeitliche Ahndung und Korrektion verdienen. Nur da, wo alles drunter und drüber geht, und wo man fürchten mus, daß ieder Tag der lezte sei, ist es weislich gehandelt, seine Blicke lieber von aller Zukunft wegzuwenden und sich durch den Gedanken an sie nicht ausser Fassung und Gegenwart des Geistes setzen zu lassen; iezt aber, da wir unter christlicher Staats- und Kirchenverfassung ruhig leben und unserer Zukunft, so lange es Gottes Wille ist, gewis sind, iezt können wir unsere Fürsorge für sie nicht eifrig genug betreiben und müssen diese nicht für Unchristenthum, sondern für wahres Christenthum selbst erklären. Religionslehrer müssen sich daher verpflichtet fühlen, ihre Gemeinen auf das väterlichste dazu zu ermuntern und ihnen begreiflich zu machen, daß sie sich auf gar keine Fürsorge Gottes zu verlassen haben, wenn sie keine Selbstfürsorge

treiben, daß sie kein Segen treffe, wenn sie nicht arbeiten, und daß sie alsdann nur reicher Segen treffe, wenn sie reichlich arbeiten. Das Trachten nach dem Reiche Gottes vor allen Dingen mus den Leuten sogleich durch das Trachten nach der Gerechtigkeit Gottes erklärt werden; damit sie einsehen lernen, daß ihnen nur bei christlicher Vollkommenheit, wozu in unsern Tagen Bürgertugend in ihrem ganzen Umfange vorzüglich gehört, alles andere zufalle. Besonders mus iungen Leuten vorgestellt werden, was das menschliche Leben, was Nahrung und Kleider iezt kosten; damit sie etwas rechts lernen, zu ihrem künftigen Stande sich gehörig zubereiten und in selbigem einst ihr genugsames Auskommen haben. Den Eltern mus gesagt werden, daß sie ihre Kinder von früher Jugend an zu einem arbeitsamen und thätigen Leben gewöhnen und sie nicht, wie so häufig der Fall ist, bis ins zehnte und zwölfte Jahr ohne alle ernsthafte und nützliche Beschäftigung umherlaufen lassen.

Wäre hier vom katholischen Christenthum die Rede, so müste man ienen Schaaren von privilegirten Müssiggängern, die in den Klöstern entweder von den Stiftungen abergläubischer Vorfah-

ren schwelgen, oder ihre Zeitgenossen durch Pauls- briefe unaufhörlich placken, das Verdammungsur- theil sprechen. Wie kann Singen und Beten mehr Christenthum sein, als Arbeiten und Nützlichsein? Singen und Beten ist nicht einmahl Christen- thum selbst, sondern nur Mittel, uns im Christenthum zu stärken. Christenthum ist — meine Kindlein, liebet euch; Christen- thum ist treue, unermüdete Erfüllung aller Pflich- ten ohne Unterschied, die wir der Gesellschaft schul- dig sind, und Beitrag aus allen Kräften zum allge- meinen Wohl. Es ist sehr heilsam, sich durch je- des Mittel hierzu noch stärker zu machen; wenn aber über den Gebrauch der Mittel alle Zeit ver- geht, wann leisten wir dann den Beitrag selbst? Wozu stärken wir unsere Kräfte, wenn wir sie nie anwenden? Was würde man von einem Menschen sagen, der unaufhörlich und lebenslang Anstalten und Vorkehrungen zu einer Sache machte, die Sache selbst aber nimmermehr angriffe? Der ge- ringste Taglöhner, welcher wenigstens das Beil oder die Sichel zum Nutzen der Geselschaft führt, ist ein nützlicherer Mensch und hat daher auch mehr Heiligkeit in Gottes Augen, als der völlig un- nütze Mönch, der sein Leben unter frommen Ge- plärre hinbringt; und nicht das wahre Christen-

thum, sondern das völlige Unchristenthum wohnt in den Klostermauern. Welch eine unaussprechliche Masse von menschlichen Kräften geht in diesen Wohnungen des Aberglaubens, die noch dazu oft Wohnsitze der unnatürlichsten Laster sind, für die Gesellschaft verlohren! Wie empörend ists für ieden Mann von Gefühl, die wohlgemästeten Frömmlinge, welche ihrer Meinung nach nur mit himmlischen Geschäften umgehen, aus ihren Zellen noch mit Verachtung und geistlichem Stolz auf die wackeren Landleute herabblicken zu sehen, welche im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen, das Feld emsig bauen, den Zehenten davon an sie abreichen und ihnen, wenn sie als Landstreicher mit dem Grusse — sorget nicht für den andern Morgen — in ihre Hütten treten, die Köber füllen müssen! Welch einen Kontrast gewährt der Anblick eines Klosters und der Anblick einer Fabrik, und wann wird die Zeit kommen, daß die christlichen Fürsten iene samt und sonders in diese oder in andere gemeinnützige Anstalten verwandeln und ihre sibaritischen Bewohner an den Pflug und an den Spaden, oder an den Holzbock und Dreschflegel verpflanzen werden!

Jedoch auch im protestantischen Christenthum sind noch viele Tausende eben dadurch, daß sie nicht

für den andern Morgen zu sorgen Lust haben, die wahre Plage ihrer für den andern Morgen wacker sorgenden Mitbürger. Noch immer giebt es hier und da Betbrüder und Betschwestern in Menge, bei denen es heisst — graben mag ich nicht, und die den Lilien gleich nicht spinnen wollen, sondern lieber in alle Konventiklen und Betstunden laufen. Er ist zu bedauern, daß es noch immer auch Leute gibt, welche so schwach und gutherzig genug sind, für sie zugleich auf den andern Morgen zu sorgen, und man müste sie, wenn sie nicht an den Spaden oder an den Spinnrocken wollten, im Nahmen Jesu darben und schmachten lassen.

Ebenso ist die allenthalben immer mehr einreissende Geselschafts- und Spielsucht das leidige Gegentheil von christlichredlicher Sorge für den andern Morgen und eine heillose Plage für die übrige eingezogen und arbeitsam lebende Nation. Unsere Vorfaren gingen auch in Geselschaft, aber warlich nicht tagtäglich; auch war ihr gesellschaftliches Beisammensein nicht mit so grossem Aufwande verknüpft, vom Spiel vollends hielten sie wenig. Jetzt lebt man häufig mehr ausser, als in seinem Hause; man kommt zusammen, nicht um sich männlich zu unterhalten und das menschlichste Vergnügen der Gesel-

schaft, ein belehrendes und erheiterndes Gespräch, zu geniessen, sondern um zu spielen und sich am Spieltische gegenseitig ärmer an Kopf, Herz und Vermögen zu machen. Darüber liegen die Geschäfte des Berufs; Amt, Stand und Hauswesen werden nicht gehörig besorgt, der Wohlstand verschwindet und der Mangel tritt ein. Man kann sich nicht überwinden, von der wüsten und kostbaren Lebensart abzulassen; man setzt sie unbesonnen fort, man borgt Arbeit, Waare und Geld und am Ende werden Handwerker und Kaufleute und alle Kreditoren ohne Unterschied betrogen. Der einzige Gedanke: wie will das werden? oder, sorget für den andern Morgen, von Leuten dieser Art oft und ernstlich gedacht, würde allein schon Mittel genug gewesen sein, sie zur Vernunft und Rechtschaffenheit zurückzubringen. O daß die christliche Polizei dem geselschaftlichen Luxus Grenzen setzte; daß sie ihre Aufmerksamkeit, statt sie auf iakobinische Gespräche zu richten, lieber auf die Spieltische richtete und lieber Hazardspiele und alle hohen Spiele des Verbots und der Ahndung werth hielte, als freie Urtheile über Aristokratismus und Demokratismus.

Und was soll man von ienen unübersehbaren Heeren von Bettlern sagen, welche im eigentlichen

Ver-

Verstande wie die Vögel des Himmels weder säen, noch erndten, noch in die Scheuern sammeln? Wie placken sie in den mehresten Städten noch den arbeitsamen Bürger! Wie sind sie dem Landmanne besonders eine noch weit ärgere Geissel, als die Thiere des Feldes, welche sich von seinen Saaten nähren, allzumahl, von den Sperlingen an, bis auf Hirsche und Eber! Wie schändlich ist es, daß diese verworfene Race von Christen noch immer das Gebet dazu misbrauchen darf, um Gaben zu erschleichen, welche sie sich durch ihrer Hände Arbeit selbst geben könnten! Ist die Erlaubnis hierzu wohl etwas anderes, als ein Panisbrief, von den Regierungen gegeben? Wie empört es alles christliche Gefühl, daß ganze Familien solch ruchloses Bettlergewerbe treiben, und daß unzähliche Kinder sogar bei Müssiggang, Bauernplack und allen Arten von Landstrassenruchlosigkeit erzogen werden dürfen! Wann werden die protestantischen Fürsten diesem Unwesen ein Ende machen? Wann werden sie jeden Bettler zur Arbeit zwingen, d. h. ihn so viel zu arbeiten zwingen, als er arbeiten kann? Wann werden sie zu iedem Tagediebe mit Nachdruck sagen — wenn du nicht mit deinen Händen für den morgenden Tag sorgen willst, so hungere morgen? Warlich, es ist einzig und allein in ihrer Gewalt,

allgemeine Betriebsamkeit im Staate zu befördern, und es ist ihnen zugleich die heiligste Pflicht. Wie verschwenden sie selbst den grössesten Theil ihrer Unterstützungen, welche sie den öffentlichen Armenkassen reichen, wenn sie mit diesen nicht Zwangsarbeitsanstalten verbinden! Und wie kommt der arbeitsamere Theil der Nation dazu, für den Auswurf der Nation, für die Schaar von muthwilligen Taugenichtsen und Faulenzern mitarbeiten zu sollen? Dem Faulen ist es also verstattet, nicht für den andern Tag zu sorgen; der Fleissige aber muß für seinen eigenen und für des Bettlers andern Tag zugleich sorgen... Das ist zu viel für den leztern, und um so mehr zu viel für ihn, weil er, indem er durch seinen Fleis seine Abgaben prästirt, auch für den andern Tag seiner Obern sorgt. So sollten ihn diese wenigstens, wie vor Wildschaden, also auch vor Bettlerschaden sichern. Dieser ist oft weit beträchtlicher, als jener; denn Hirsche und Schweine verderben und verzehren nur hier und da die Saaten, Landstreicher aber vernichten wohl durch Feueranlegen die ganze schon eingesammelte Erndte.

V.

Vaterlands- und Weltliebe.

Es ist gar kein Wunder, daß die urchristliche Moral kein Gebot der Vaterlandsliebe enthält, und daß sogar vielfältige Aeuserungen Jesu vorliegen, welche gegen das Vaterland gleichgültig machen. Jesus selbst zwar glühte von Patriotismus. Sein ganzes Leben ward für sein Vaterland verlebt; er litte fürs Vaterland und starb den Tod fürs Vaterland. So seltsam dis in unsern Tagen auch klingen mag, wo man das Leben fürs Vaterland nur dem Militär zugesteht und mit dem Tode fürs Vaterland keinen andern Begrif, als den Tod auf dem sogenannten Bette der Ehren verbindet, so ist es doch unumstösliche historische Wahrheit. Man denke an sein dreijähriges Umherziehen in seinem Vaterlande, welches in keiner andern Hinsicht geschah, als es vom Untergange zu retten; man denke an die Thränen, welche er bei seiner letzten Reise nach Jerusalem vor dieser Königsstadt weinte und an den

Abschied, welchen er von seinen unrettbaren Mitbürgern nahm; man denke an seine Worte auf dem Wege nach Golgata — ihr Töchter von Jerusalem u. s. w. Es ist besser, sagte selbst Kaiphas, daß Einer sterbe, als daß — — d. h. Jesus starb den Tod fürs Vaterland.

Allein, so sehr auch Jesus Patriot war, so konnte er doch die Vaterlandsliebe den Seinigen nicht empfehlen, weil ihn und sie das Vaterland ausstieß. Die ersten Christen hatten im Grunde kein Vaterland. So bald sie nicht Märtirer ohne allen Nutzen werden wollten, blieb ihnen nichts übrig, als das Land ihrer Geburt zu verlassen und zu flüchten. Wer nicht verlassen konnte Aecker und Häuser um Jesu willen, der war seiner nicht werth. Sie musten sich also, um durch nichts sich vom Christenthum abwendig machen zu lassen, hier nur als Pilgrimme betrachten und ihr Vaterland in einer bessern Welt suchen. Ihre Mitbürgerschaft war die christliche Kirche, welche allenthalben umher zerstreut war. Diese war der Staat, zu welchem sie gehörten, und dessen Regent, Oberhaupt und Herr, Jesus war. Der übrige grosse Haufe der Menschen hies Welt und die Gemeinschaft mit selbigem war ihnen untersagt. Die ungeheure Im-

moralität desselben machte dis allein schon nothwendig. Man schaudert vor den Schilderungen zurück, welche Jesus und seine Apostel von der damahligen Menschheit im Ganzen machten, und wie man jetzt junge Leute vor Menschen warnt, die als schlecht und verderbt öffentlich bekannt sind; so musten die Christen in jenen Zeiten im allgemeinen vor allen Nichtchristen gewarnt werden. Sie waren die Auserwählten, Heiligen und von Gott geliebten; sie waren entflohen dem Unflate der Welt; die übrige ganze Welt lag im Argen, und wer sie lieb haben konnte, in dem war nicht die Liebe des Vaters.

Es kam dazu, daß die Heiden die gröbste Abgötterei trieben; wie konnten die Christen mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen? Wie stimmen Christus und Belial — die reineste Verehrung des Unsichtbaren und des erhabenen Einzigen, welche Jesus lehrte, und der Götzendienst? Die Juden hingen an ihrem Gesetz; wie passten sie zu Leuten, die von den Satzungen der Welt erlöset waren? Wie oft geschah es nicht, daß die neubekehrten Christen sich zum Theil von ihnen unter das alte gottesdienstliche Joch wieder einfangen liessen! So konnte ihnen aller Umgang mit selbi-

gen nicht nachdrücklich genug untersagt werden. Allenthalben hatten sie, sobald sie ihren Zirkel verliessen, Verführer und Versucher vor sich, die sie in ihrem Glauben wankend zu machen sich beeiferten, und die, wenn ihnen solches nicht gelang, sofort ihre bittersten Feinde und Verfolger wurden. Eine solche Welt, von der sie sich so wenig Gutes zu versprechen hatten, muste allerdings von ihnen verlassen werden, und da war an keine Vaterlands- und Mitbürgerliebe zu denken. Ihr seid von der Welt erwählet, hies es; die Welt hasset euch, denn ihr seid nicht von der Welt; gehet aus von der Welt; stellet euch nicht gleich dieser Welt u. s. w. Und so bildeten mithin die ersten Christen allenthalben, wo sie waren, einen besondern kleinen Staat im grossen Staate und kannten keine andere Mitbürger, als nur sich unter einander.

Wie können Vorschriften, die ihnen in solchen Hinsichten gegeben werden musten, noch für uns gelten? Mus uns nun nicht sogar das Gegentheil Pflicht sein? Ja, uns sei das Vaterland theuer und heilig, und bei seinem blossen Gedanken schlage uns das Herz stärker! In seinem Schoosse geboren und erzogen, haben wir ihm unendlich viel zu danken. Wir leben in selbigem ruhig und zufrie-

den und werden unserer Religion wegen darin nicht gedrückt und verfolgt, sondern geniessen vielmehr um so mehr Gutes darin, ie mehr wir Christen sind. Heiden sind nicht bei uns, Juden wohl; diese sind aber froh, wenn wir sie ihres Glaubens wegen nur nicht drücken und verfolgen. Wir machen nun nicht mehr einen Staat im Staate, sondern den Staat selbst in iedem christlichen Lande aus. Unsere Staatsverfassungen zielen auf unser allgemeinen Wohl ab und segnen uns. Wir werden nach den Landesgesetzen gerichtet; wir geniessen Schutz und Schirm und iene Klagen über den Fürsten dieser Welt und über die Obrigkeit der Finsternis haben ein Ende. Unsere Mitbürger sind kein unschlachtiges und verkehrtes Geschlecht mehr, sondern Christen, wie wir, und die ia unter uns wohnenden Juden möchten, statt uns unter ihr knechtisches Joch zu fangen, schier eher auf den Gedanken gerathen, es selbst von sich abzuwerfen. Es mus also alle Trennung von der Welt und alle Verachtung derselben aufhören. Es ist iezt eine andere Welt, d. h. ein anderes Zeitalter, ein anderes Menschengeschlecht, oder, wie dort geschrieben steht, der neue Himmel und die neue Erde sind da.

Wir gehören in unsern Tagen ganz der Welt zu; wir müssen für sie und also auch mit ihr leben. Unsere ganze Thätigkeit mus in dem Lande und an dem Orte, wo wir zu Hause sind, für dis Land und für diesen Ort und für die Menschen daselbst, die alle unsere Mitbürger sind, lebenslang in Bewegung sein; oder wir wären nicht werth, das Bürgerrecht und die Wohnfreiheit daselbst zu besitzen. Unser Stand mag sein, welcher er will, wir haben die Verpflichtung auf uns, in demselben für die Welt so viel Gutes zu stiften, als in unsern Kräften ist. Und so müssen wir nicht aus der Welt heraus, sondern recht in sie hinein gehen; denn in der Nähe können wir schneller, zweckmässiger und vollkommener wirken, und wenn es auch Ausnahmen gibt, so steht die Regel doch fest — wirke für Menschen unter Menschen. Wir müssen uns verbinden mit der Welt, und wo möglich, mit ihren Starken und Mächtigen; denn nur zusammengesetzte Menschenkräfte wirken grosses Gutes. Das Einsiedlerleben ist kein Leben für den ietzigen Christen, der ein wirklicher Staatsbürger ist, und kann durch keinerlei Vorwand gerechtfertigt werden.

Wollte man z. E. seine Abgeschiedenheit von der Welt dadurch beschönigen, daß sie eine so dumme

Welt wäre, so müste man sich ia um so mehr verpflichtet fühlen, zu ihr zurückzukommen und sie klüger zu machen. Wenn es wahr ist, daß sich der grosse Haufe so leicht gängeln lässet, warum stellen sich unsere Schelter auf die Thorheit desselben nicht an die Spitze desselben und führen ihn? Auch ists nicht wahr, daß die Welt in unsern Tagen so gar dumm noch sei. Die Kantische Philosophie freilich gerade nicht, wohl aber die Philosophie des Lebens ist in der That in alle Stände gedrungen und man trift unter dem gemeinsten Haufen Menschen genug, die über die ersten Angelegenheiten des Menschen sehr richtig raisonniren. Es ist auch nicht zu fürchten, daß die Aufklärungssache wieder den Krebsgang gehen werde; denn das Licht hat sich nun einmal schon zu weit verbreitet, und man lacht iedem, der es auch nur wagen will wieder auszulöschen, gerade ins Gesicht.

Soll die Welt aber darum es verdienen, daß man sich von ihr trenne, weil sie eine böse Welt sei: so liegt doch in der That iedem, der diesen Vorwand braucht, erst der Beweis ob, daß sie bös sei. In alten Postillen, Katechismen, Gesang- und Gebetbüchern steht es freilich gar klar und deutlich geschrieben; aber es stehen auch noch mehr

falsche Vorurtheile und Irthümer darin, und diese heillose Lästerung der armen Welt entstand blos aus Anwendung solcher Schriftstellen, die auf unser Zeitalter nicht mehr anwendbar sind und die man nicht verstand. Es wird freilich, so lange es Menschen gibt, Bösewichter geben; wer aber deshalb der Menschheit die Tugend abspricht, der spricht sie seinem eigenen Herzen ab, und wer alle Menschen für Bösewichter halten kann, mus der ärgste Bösewicht sein. Welche Reihen von edlen und menschenfreundlichen Handlungen hat unser Zeitalter in allen Ständen aufzuweisen! Was gibt es allenthalben für herrliche Menschen! Und — sollte es nicht allein schon Beweis genug für die Güte der heutigen Welt sein, daß man in derselben nicht mehr durch fremdes Verdienst, sondern durch sein eigenes vor Gott gerecht werden will? Leute, die ohne Tugend nicht selig zu werden hoffen, müssen doch wohl Freunde der Tugend sein? Gesetzt aber, die Welt wäre wirklich so böse, als sie verschrieen wird, warum eilen ihre Verschreier aus ihren Winkeln nicht in sie und suchen sie zu bessern? Warum werden sie nicht Lehrer, Ermahner, Warner für sie? Was für Nutzen könnten sie stiften, wenn sie auch weiter nichts für sie thäten, als daß sie ihr ein besseres Beispiel gäben! Oder fürchten

sie etwa durch das böse Beispiel der Welt verführt zu werden? Nun, dessen Tugend steht in der That noch nicht fest, der in solchen Besorgnissen schwebt, und er höre auf, Andern Laster vorzuwerfen, von denen er selbst eingesteht, daß er sie, sobald er sie sähe, auch begehen würde.

Soll es endlich zur Rechtfertigung des Welthasses gereichen, daß die Welt besonders so falsch und undankbar sei: so reicht auch dieses Argument dazu nicht hin. Christliche Klugheit lehrt bald die Falschen von den Redlichen unterscheiden und schliesst sich nur an die letztern an. Ein Narr trauet iedem; wie soll man aber den nennen, der gar keinem trauet? Feinere Kultur lässet oft, wie Falschheit, und weise Zurückhaltung ward fast von ieher dafür angesehen. Auch ist es zur genauern Freundschaft an Einigen genug; diese findet ieder unter der grossen Menge, sobald er nur will. Neben den übrigen geht man blos her und lässet sie nicht mehr wissen, als sie wissen sollen. Wer eine ganze Welt verlangt, um ihr Alles anvertrauen zu können, der hat im Grunde gar nichts anzuvertrauen. Und was den berüchtigten Undank der Welt anbelangt, so ist die Klage über ihn doch in der That

ein nun zu abgetretener Gemeinplaz. Am Ende hat ia doch alles sein Maas, und so mus es auch der Dank haben. Man verlangt oft für ein kleines Verdienst übergrossen Dank, und viele von denen, welche über den Undank der Welt am lautesten klagten, hatten oft gar kein Verdienst um sie. Mus denn auch alles Gute baar bezahlt werden? Ist Vergeltung nur Dank, oder ists nicht auch schon Dank, wenn das Gute nur erkannt wird? Dem Manne, der das Gute rein verrichtet, ist dis Danks genug; er verlangt weiter keinen Lohn dafür, als den Beifall seines eigenen Herzens, den er auf der Stelle empfängt, und den Segen aller Edlen, der nie aussenbleibt. Viel tausend Gefälligkeiten erzeigte uns doch auch die Welt, ehe wir eine derselben verdienten; sollten wir nicht abrechnen, wenn hernach einmal unsrer Meinung nach verdienter Lohn für uns aussen bleibt? Vieleicht müste die Welt allmächtig sein und Wunder thun können, wenn sie alles ihr geleistete Gute pünktlich vergelten sollte. Und mus man nicht ieden der offenbarsten Grausamkeit beschuldigen, der dafür, daß er hier oder da mit Undank belohnt ward, nun nirgends mehr thätig sein will und Rache dafür an den unschuldigsten Gegenständen, ia an einer ganzen Welt nimmt?

Nein, nichts mus uns abhalten, es habe Nahmen, wie es wolle, für die Welt zu leben und deshalb auch in der Welt zu leben. Wer die Welt nicht lieb hat, mus es iezt heissen, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Vaterlandsliebe und Mitbürgerliebe sind für uns wahres Christenthum. So mus in den Schulen, so mus in den Tempeln gelehret werden; damit Gemeinsinn entstehe und die Menschheit durch das Leben in Gesellschaft glücklich werde. Von Jugend auf mus unsern Kindern das Vaterland lieb und werth gemacht werden. Früh müssen sie seine phisischen Vorzüge und die Güte seiner Verfassung kennen lernen. Sie müssen zu der Gewohnheit erzogen werden, die Landesgesetze als das höchste Gute, daß das Vaterland für sie hat, den Fürsten als ihren Beschützer am Arm der Gesetze und die ganze Nation als eine einzige grosse Familie zu betrachten, deren Wohlfart auf Eintracht und allgemeinem Wetteifer in Erfüllung aller geselschaftlichen Pflichten beruhet. Man mus sie lehren, auch den geringsten ihrer Mitbürger zu schätzen, das Gute an ihnen allen zuförderst aufzusuchen, ihre Schwächen zuzudecken und mit Glimpf sie iederzeit zu beurtheilen. Dieser Schulton mus auch der Kanzelton sein. Die Religionslehrer müssen sich aller Stellen aus den Reden Jesu

und aus den Briefen der Apostel enthalten, in welchen der Welt das Verdammungsurtheil gesprochen wird; oder wenn sie ia auf dergleichen kommen, so müssen sie sorgfältig hinzufügen, daß die Welt, von der da die Rede ist, längst todt sei, daß unter derselben die verderbten und unchristlichen Zeitgenossen Jesu und der Apostel, die alten Juden und Heiden, keinesweges aber unsre ehrlichen christlichen Mitbürger zu verstehen seien, und daß mithin alle solche Schriftstellen iezt durchaus nicht mehr angewendet werden dürfen, wenn man sich nicht der unverzeihlichsten Lieblosigkeit schuldig machen wolle. Dabei müssen sie sich selbst iedes harten Urtheils über die menschliche Geselschaft enthalten und alles vermeiden, was der Misanthrop, der noch immer von arger, böser Welt so gern spricht und singt, für einen Wink halten könnte, darin fortzufahren, oder für einen Beweis, daß er Recht habe. Wenn sie gegen Laster eifern, so müssen sie es nicht so thun, als wenn die ganze Nationalmasse damit angesteckt wäre, und überhaupt wird es besser sein, wenn sie sich blos daran begnügen, die entgegengesezten Tugenden recht herzlich zu empfehlen. Sie erreichen dadurch denselben Zweck, die Menschen moralisch besser zu machen, ohne dieselbe Gefahr zu laufen, den Menschenhasser in Ausschüttung seiner Galle auf die Welt

zu bestärken. Diesem kann es kein Mensch recht machen, und wenn die ganze Gesellschaft aus Engeln vom Himmel bestånde, so würden sie ihm doch nicht genug sein. Was soll man auch am Ende dazu sagen, wenn es herrschender Ton wird, auf die Welt zu schimpfen, oder wenn man wohl gar glaubt, daß solches zum wahren Christen erforderlich sei? Wenn Alle auf die Welt schimpfen, wer ist denn alsdann die Welt, auf die sie schimpfen? Schimpft da nicht immer einer auf den andern, und ieder auf sich selbst? Oder will man eben dadurch, daß man auf die Welt schimpft, sich von ihr ausnehmen und sich allein für gut erklären? Welch ein geistlicher Stolz, bei dem man nothwendiger Weise vergessen mus, auf seine Besserung bedacht zu sein! Und wie, wenn nun alle schelten, und solchergestalt sich ausnehmen? — O wie ist es doch weit christlicher gehandelt und den Leuten weit christlicher gerathen, daß das Schelten ganz unterbleibe und ieder die Welt Welt sein lasse und lieber an seiner eigenen Besserung arbeite! Sobald ein ieder sich bessert, ist die ganze Welt gut.

VI.

Genus sinnlicher Vergnügungen.

Zu iener Selbstverleugnung, welche den ersten Christen im höchsten Grade zur Pflicht gemacht ward, gehörte allerdings auch, daß sie auf iede Sinnesfreude und auf iedes noch so unschuldige Vergnügen für die Religion Verzicht thun zu können bereit sein musten. Wer dis nicht kann, schickt sich nicht zum Märtirer. Wie sollte der für die gute Sache gutwillig ins Gefängnis gehen, welcher nicht im Stande ist, für sie aus Gesellschaften der Fröhlichen wegzubleiben? Wie sollte der sein Leben für sie aufopfern können, welcher ihr nicht einmal einzelne Genüsse desselben zum Opfer bringen kann? Wer das Vergnügen sucht, der fliehet den Schmerz und weicht ieder Gefar sorgfältig aus, die ihm Schmerz bereiten könnte. Nur dadurch also, daß sich die ersten Christen alles versagen lernten, bereiteten sie sich zu ihrer Bestimmung, die Leidensstärke erforderte, vor, und ihr grosser Lehrer

wür-

würde nicht konsequent gehandelt haben, wenn er ihnen nicht das Gebot dazu gegeben hätte. Auch sollten sie durchaus mit der übrigen Welt kontrastiren. Da diese den Genus der sinnlichen Vergnügungen aufs höchste trieb und darin ihre einzige Glückseligkeit suchte: so sollten sie sich dessen ganz enthalten, um als eine besondere Menschenklasse hervorzustechen und daran gleich als Christen erkannt zu werden. Der Umgang mit der Welt war ihnen ohnehin untersagt; würde sie aber nicht der Hang nach Vergnügen unmittelbar in denselben verflochten haben? Endlich ermangelten auch die Juden nicht, sie der Freiheit vom Gesetz wegen, welche sie sich anmasseten, als halbe Heiden, als zügellos und ausschweifend lebende Menschen zu betrachten; so musten sie auf der moralischen Seite um so mehr auf ihrer Hut sein und alles vermeiden, was auch nur Gelegenheit zu anderweitigen Verleumdungen geben konnte. Sie musten den Verdacht, als hätte sie nur ein Hang zur Zügellosigkeit zum Christenthum, welches vom lästigen Cerimoniewesen frei sprach, gebracht, dadurch von sich ablehnen, daß sie die strengsten Vorschriften in Ansehung des Lebens befolgten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachteten wenigstens Paulus und Petrus die Sache geradezu.

Wer siehet nicht sofort, daß dis alles in unsern Tagen aufgehört habe, anwendbar zu sein? Nicht, als dürften wir nun iedes sinnliche Vergnügen ohne Unterschied und in ieder Masse geniessen, wie wir wollten. Dis streitet offenbar mit dem Christenthum für alle Zeitalter. Das ist und bleibt der Karakter des Christen, daß er sich sündlicher Vergnügungen gänzlich enthalte und auch das unschuldigste Vergnügen nie unersättlich und unmässig geniesse. Auch nicht, als sollten wir nicht im Stande sein, wenn es die Noth erfordert, oder die Umstände es wollen, oder die Pflichten der Menschenliebe es erfordern, gleichgültig auf den unschuldigsten Vergnügensgenus Verzicht zu thun. Dies ist vielmehr die Selbstverleugnung, zu welcher die Christen in allen Zeitaltern sich verpflichtet fühlen sollen, und der ist und bleibt ein schlechter Christ, der darum, weil er nicht von der vergnügten Geselschaft, in der er eben ist, sich abmüssigen will, einen Unglücklichen, der einen guten Rath von ihm begehrt, auch nur auf morgen wieder bestellt, oder über eine Lustreise seinen sterbenden Freund verlässet.

Sondern — weil wir zu keinem Märtirerthum für die Religion bestimmt sind, weil wir keine

Sonderlinge mehr sein sollen, weil wir für die Welt in der Welt leben müssen, und weil wir über unsere Freiheit vom Gesetz nicht mehr verlästert werden, so dürfen wir iede unschuldige Freude des Lebens, welche sich uns darbietet, mässig geniessen, sobald wir dadurch keine unsrer wirklichen Pflichten vernachlässigen und keine Gelegenheit, eine gute Handlung zu verrichten, verabsäumen.

Es ist ietzt wahres Afterchristenthum, wenn man Freuden, deren Quelle unser äuserlicher Zustand ist, blos als solche verachtet, die Sinnlichkeit für sündlich hält, auf den Körper, wie auf die Welt, schimpft und andere darum für irdischgesinnte Menschen hält, wenn sie sich einmal einen vergnügten Tag machen. Was man sich bei den aus blossem Vorurtheil und aus misverstandener Religion entspringenden Lästerungen der Sinnlichkeit und des Körpers nur denken mag! Ist nicht der menschliche Körper ein wahres Meisterstück der schaffenden Natur? Ist nicht ieder unserer Sinne ein Beweis der erhabensten Macht, Weisheit und Güte Gottes? Wodurch sind wir die Wesen, welche wir sind, anders, als durch die Sinne? Hätten wir die geringste Erkenntnis, den geringsten Religionsbegrif, ia, hätten wir einen einzigen Gedanken ohne

sie? Kommen wir nicht einzig und allein durch sie zum Bewußtsein der Welt ausser uns und mithin auch zum Bewustsein unserer selbst? Abstrahiren wir nicht alles von sinnlichen Ideen und ist die Sinnlichkeit solchergestalt nicht die Basis unserer ganzen Geistigkeit? Jedoch, es gehört unter die Verdienste unseres Zeitalters, daß man iezt der Sinnlichkeit mehr Gerechtigkeit und dem Körper mehr Ehre widerfaren lässet; ob es gleich auf den heutigen Tag noch nicht an Gesangbüchern fehlt, worin dem armen Körper, der doch einmal ein Ens compositum ist, viel Bitteres darüber, daß er kein Ens simplex sei, gesagt, seine Auflösbarkeit und Sterblichkeit ihm sehr zur Last gelegt, der ganze Sündenwust ihm zugeschrieben und manch anderes Schandmahl gesezt wird; — Gesangbücher, woraus noch ganze christliche Gemeinen wider ihre eigene Ueberzeugung und Lebensweise singen müssen — mit der Welt sich lustig machen, find't bei Christen keine Statt u. s. w. Gottesverehrung kann dis wohl unmöglich sein, da unser Körper Gottes Werk ist und Gott uns dadurch, daß er uns Sinne gab, zur Sinnlichkeit schuf. Lehrte man doch lieber die Menschen die Künstlichkeit ihres Körpers recht erkennen, damit sie für seine Erhaltung redlicher und zweckmässiger sorgen möchten! Lehrte

man sie die Sinnlichkeit menschlich anwenden und geniessen, auf daß sie sich durch sie zu der Geisteshöhe emporarbeiteten, zu welcher sie bestimmt sind.

Wer sich nun vollends auf seine Enthaltung von allen sinnlichen Vergnügungen etwas einbilden und sich deshalb für einen bessern Christen halten kann, als andere, der verdient mehr Mitleid, als Verachtung. Die Sache geht indessen doch oft weit und wird dadurch zur Persiflage reif. Wer weis es nicht, daß es Leute genug gebe, die die Natur kaum nennen hören mögen und nur immer von Gnade schwatzen? Als wenn die Natur nicht ein wahrer Spiegel der Gnade wäre! Nach ihrer Meinung ist es nichts, als fleischlicher Sinn und sich regender alter Adam, wenn man über eine schöne Aussicht in mahlerische Landschaften oder über den Anblick eines Meisterstücks von Raphael und Angelo in Entzücken geräth. Nach Golgata hin soll man im Geiste nur sehen; den gekreuzigten Gottversöhner, seine Wunden und Nägelmahle soll man nur anblicken. Nur von der Erlösung soll man Aufhebens machen, aber nicht von der Schöpfung; da doch die Schöpfung nicht der Erlösung wegen, sondern die Erlösung der Schöpfung wegen geschehen ist. Die mehresten solcher Sinnlichkeithasser handeln aber sehr inkonse-

quent und man sieht offenbar, daß sie mit ihrem Sistem wenigstens noch nicht aufs reine sind. Sie sondern sich von der menschlichen Geselschaft durch dicke Mauern ab, schlagen ihre Wohnungen aber so hoch auf, daß sie noch weit mehr von der Geselschaft übersehen können, als wenn sie mitten in ihr geblieben wären. Sie halten den Tanz für Sünde und sind enthusiastische Verehrer der Musik. Sie verdammen wohl beide und mögen die Kapaunen nicht anders, als gemästet, essen. Sie verfluchen die Liebe und segnen den Weinstock am Rhein. Nicht selten ist der vorgebliche Has zur Sinnlichkeit auch nur der Mantel, worunter man die gröbeste Sinnlichkeit der Welt verbergen will. Wenigstens leistet der Vergnügenshas keine Bürgschaft für Rechtschaffenheit und Herzensgüte. Lieblosigkeit, Hart- und Starsinn, Unthätigkeit und die unerträglichste Laune sind gar zu oft damit verbunden; dahingegen der Freude offene Menschen gemeiniglich auch thätige Beförderer des Guten und die theilnehmendsten Menschenfreunde sind.

Man pflegt wohl gern zu sagen, daß es gar nicht nöthig sei, den gegenwärtigen Christen ihre Gerechtsame auf Freuden der Sinne erst erweislich zu machen, und daß sie selbige schon unerwiesen ge-

brauchten; allein das heisst die Menschen darin bestärken, wider ihr Gewissen zu handeln und ist durchaus gegen alle ächtchristliche Moral. Wenn es auch dadurch sich allerdings an den Tag legt, daß der Trieb nach sinnlichen Vergnügungen in die Natur des Menschen zu tief eingepflanzt sei, als daß ihn auch selbst die Religion ausrotten könne, so ist es doch ein gewaltsamer Durchbruch, welchen dieser Trieb macht. Sobald auf der einen Seite die Kreutzigung des Fleisches samt den Lüsten und Begierden noch immer so gelehrt und erklärt wird, daß es den Anschein hat, als müste sich der Christ aller weltlichen Freudengenüsse enthalten, und sobald auf der andern Seite die Christen dann doch sich aus sich selbst dieser Freudengenüsse ermächtigen, so wird die ganze Religion lächerlich. Weit besser ist es an der Religion und am Menschen zugleich gehandelt, wenn man iene von diesem nicht mehr fordern lässet; als war er leisten soll und kann; wenn man dem Menschen geradezu sagt, was ihm frei und erlaubt sei, ihm die Grenzlinien davon vorzeichnet und ihn innerhalb derselben gehörig leitet. Welt und Religion, Sinnlichkeit und Vernunft müssen in unsern Tagen nicht mehr so hingestellt werden, als wenn sie einander widersprächen, und nicht neben einander bestehen könnten; man mus sie vielmehr verbin-

den, so verbinden, daß die Religion die Welt heilige und die Vernunft die Sinnlichkeit veredle. Wir wären sonst Wesen, bestimmt, nicht zur Ruhe und Glückseligkeit zu gelangen, sondern in einem immerwährenden Zickzack umhergezogen zu werden. Auch gibt es viel zärtlichgestimmte Seelen, die, wenn sie bei der Herabwürdigung, welche von Seiten der Religion den sinnlichen Ergötzlichkeiten widerfährt, natürlichen Hang zu selbigen empfinden, nicht wissen, was sie thun sollen, oder die, wenn sie diesen Hang auf das unschuldigste befriedigt, sich hernach darüber Vorwürfe machen. Seelen dieser Art verdienen Achtung und man mus sie sich nicht selbst überlassen, sondern sie durch Erweis der vollvollommensten Vereinbarkeit mässiggenossener unschuldiger Sinnesfreuden mit dem Christenthum in voraus beruhigen. Und dieser Beweis ist gar nicht schwer.

Das Christenthum kann doch unmöglich dazu da sein, unsrer Natur und Gottes Anstalten für uns zu zerstören, sondern iene vollkommener zu machen und diesen die Krone aufzusetzen. Nun sind wir aber sinnliche Wesen und unsere Natur zwingt uns zur Sinnlichkeit, und rund um uns her ist eine sinnliche Welt. Uns verlangt und mus verlangen

nach Sinnesfreuden und allenthalben hat der Schöpfer Sinnesfreuden hingestreut, deren Genus sich uns darbietet und an sich zieht. Was hat er anders damit sagen wollen, als daß wir zugreifen und sie geniessen sollten? Wenn iemand hungrig ist und man führt ihn an eine wohlbesetzte Tafel, was sagt man damit? Wollte man ihm dann im Angesicht der Tafel ein Verbot ankündigen, zuzulangen und zu essen, könnte er nicht mit Recht sagen — entweder führt mich nicht an die Tafel, oder machet, daß ich nicht hungrig sei...? Eine Belehrung aber darüber, wohin er auf der Tafel ohne seinen Schaden zugreifen könne, und daß er auch hierbei mässig im Genus sein solle, mus er mit Dank annehmen; denn diese macht unsre Mildthätigkeit gegen ihn erst vollkommen. Eine solche Belehrung über den Genus der Sinnesfreuden ist für uns das Christenthum, aber nicht ein allgemeines und unbedingtes Gebot, uns ihrer zu enthalten. Wie würde sich der Allweise widersprechen, wenn er erst Sinnesfreuden in Menge für uns veranstaltete und dann ihren Genus uns untersagte! Wozu wären sie nun da? Entweder er hätte sie nicht schaffen, oder hernach wenigstens wieder vernichten sollen. Wie stimmte es mit seiner Güte überein, uns erst Trieb nach ihnen einzuflössen und dann uns die Befriedi-

gung dieses Triebes zu verbieten? Nein, so that er nicht und so konnte er nicht thun. Ist das Christenthum die höchste aller Anstalten Gottes für uns, so mus es auch die Rechte unserer Natur auf sinnliche Vergnügungen befestigen; da wir aber nicht die einzigen Wesen sind, für welche die sinnlichen Freuden bereitet wurden, da wir auch leicht zu übertriebenem Genus selbst der für uns bereiteten Freuden uns verleiten lassen könnten: so wird das Christenthum erst alsdann zur allervollkommensten Anstalt Gottes für uns, wenn es uns die für uns bereiteten Sinnesfreuden von den nicht für uns bereiteten, die schuldlosen von den sündlichen unterscheiden lehrt und uns einen weisen und mässigen Genus der erstern zur Pflicht macht. Und so ist es auch; nicht zerstören — dis ist ohnehin unmöglich — sondern läutern, erhöhen, veredeln soll das Christenthum unsre Sinnlichkeit.

Das Christenthum verlangt aber auch ausdrücklich, daß gute Gesinnungen in uns herrschend und wir immerdar zur Ausübung des Guten geneigt und eifrig sein sollen. Ja, dis ist sogar der Hauptzweck des ganzen Christenthums. Wie könnte es aber diesen Zweck an uns erreichen, wenn wir als Christen durchaus auf alle sinnliche Vergnügungen Ver-

zicht thun sollten? Menschenkenntnis belehret uns, daß sanfte Heiterkeit die Grundlage alles guten Karakters sei und daß sich der Frohe nur immer stark zum Guten fühle und zur Ausübung des Guten willig zeige. Nun könnte man zwar einwenden, daß es dem Christen an den Geistesfreuden genug sei und daß diese ihm die nöthige Stärkung im Guten reichten. Erwägt man denn aber nicht, daß es gar keine Geistesfreuden geben würde, wenn es keine Sinnesfreuden gäbe? Erwägt man nicht, daß die mehresten Geistesfreuden immer gemischte Freuden bleiben und daß diese es eben sind, welche uns in unserm gegenwärtigen Zustande gerade am angemessensten sind, unsre ganze Natur umfassen und dadurch eben die höchsten Stärkungen im Guten reichen? „Mein Leib und Seele freuen sich“ — so beschrieb man schon im Alterthum die wahre und vollkommne Freude für Menschen in dem gegenwärtigen Leben. Sich nur sinnlich freuen wollen, sich sinnlich freuen wollen, blos um sich sinnlich zu freuen, dis verwandelt den Menschen in ein blosses Thier, das er nicht sein soll; sich aber blos im Geiste freuen sollen, dis heisst ihn in einen blossen Geist verwandeln, der er doch nicht ist. Der ganze Mensch soll sich freuen. Wir sollen aus den Sinnesfreuden Geistesfreuden

schöpfen; wir sollen von den Sinnesfreuden zu Geistesfreuden aufsteigen, wir sollen uns sinnlich vergnügen und — dabei denken. Was für Stärkungen im Guten sinnliche Vergnügungen, so genossen, uns reichen, mus ia ieder an sich selbst oft genug schon erfaren haben. Wenn der grösseste Philosoph, der sich durch langanhaltendes tiefsinniges Nachdenken über die abstraktesten Wahrheiten ganz herabgespannt hat, so, daß er an nichts um sich her Theil nehmen kann und nicht das geringste ausser sich zu wirken Lust hat, auf den glücklichen Einfall geräth, einen schönen Garten zu durchwandeln: so heben der Anblick der geschmückten Natur, das Gehör der reizenden Gesänge der Gartenvögel und der balsamische Bluhmenduft seinen niedergesunkenen Geist allmählig wieder; er simpathisirt mit der Natur, nimmt wieder Theil an allem, was ausser ihm vorgeht und wird wieder thätig. Wenn wir durch Einsamkeit, Kränklichkeit, oder Sorgen ganz trübsinnig und muthlos zu allem geworden sind und ein Freund führt uns in eine gute Gesellschaft, wo heitere Laune herrscht und sanfte Scherze mit witzigen Einfällen abwechseln: wie richten wir uns nach und nach wieder auf, gehen in die entgegengesetzte bessere Selenstimmung über und fühlen wieder Muth und Kraft zu allem, was uns obliegt!

Und welche Zauberkräfte hat für uns eine harmonische Musik! Wie erquickt nach langen sitzenden Geschäften ein mässiger Tanz im Arme einer edeln Freundin! Wie macht der Gedanke, die Liebe einer wackern weiblichen Seele zu verdienen, den ganzen Jüngling auch wacker! Es ist also ausser Zweifel, daß Sinnesfreuden, von dem Geiste genossen, die höchsten Stärkungen im Guten gewähren, und so muß ihr Genus dem Christen, der ein guter Mensch sein soll, verstattet sein. Wäre dis nicht, welche Ungereimtheiten entständen daraus! Essen und trinken z. E. mus doch der Christ, wenn er nicht umkommen will; so wärs dann aber auch wohl Sünde, wenn er mit Appetit ässe, oder mit Wohlgeschmack tränke? Aussterben soll die Welt auch nicht; so müste der Christ es sich wohl zum Verbrechen machen, die Liebe hold zu finden? U. s. w.

Man sieht offenbar, worin das Misverständnis bei der ganzen Sache enthalten sei. Man verwechselt den Genus sündlicher und den unmässigen Genus unschuldiger Sinnesfreuden mit dem Genus der Sinnesfreuden überhaupt. Jener ist und bleibt dem Christen in allen Zeitaltern verboten; dieser aber nicht. Gott gab uns die Sinnesfreuden, um mit

ihnen unsern so leicht ermattenden Geist auf der Bahn seiner Erkenntnisse und seiner Tugenden zu erquicken. Wenn wir sie nur menschlich geniessen, so üben wir dadurch auch unsere Kraft zu geniessen, die wir ebenfals schon in einem beträchtlichen Grade in iene Welt mitbringen müssen, wenn wir in ihr glücklich sein wollen, machen uns dadurch künftiger höherer Freuden empfänglich und bereiten uns solchergestalt würdig zur Ewigkeit vor.

VII.

Eheliches Leben.

Frau und Kinder haben erschwerte allerdings in den ersten Zeiten die Annahme des Christenthums. Entweder Frau und Kinder bezeigten sich zur Mitannahme desselben bereit, oder nicht. Im erstern Falle war es schlimm, wenn es zur Flucht kam; es flüchtet sich nicht gut mit einer ganzen Familie. Im letztern muste der Christ, wenn es zur Verfolgung kam, Frau und Kinder verlassen; welches für einen rechtschaffenen Mann und Vater das schrecklichste ist, was er sich denken mag. Im Hause selbst entstanden für ihn auch tausend Misverhältnisse. War die Frau boshaft, geizig und arglistig, waren die Kinder auf der Mutter Seite: so machten sie wohl, um Habe und Gut zu behalten, Plane gegen ihn und die Frau überantwortete den Mann und der Sohn den Vater. Wenigstens muste ein Mann, der Familie hatte, dis alles be-

sorgen, und so entstanden viel und wichtige Rücksichten, die ihn allerdings leicht von Annahme des Christenthums abhalten konnten.

Ebenso ward auch durch Verheirathung und Familienanbau der Wiederabfall vom Christenthum leicht bewirkt. Mit weit innigerm Enthusiasmus hangt der feurige Jüngling an der Wahrheit, wenn sie noch der einzige Gegenstand seiner Liebe ist, als der Mann und der Vater, wenn Frau und Kinder seine Liebe mit der Wahrheit theilen. Wozu kann den, der die Seinigen zärtlich liebt, nicht der Gedanke bewegen — wenn du es thust, so rettest du deine Familie! Wenn die Verwandten der Frau ihm zureden, wenn Frau und Kinder mit diesen gemeinschaftliche Sache machen, wie bald ist sein Herz herumgebracht, wenn er nicht den festesten Karakter hat! Und wäre dis auch nicht, so tritt doch, wenn die Verfolgung anhebt, der obige Fall ein, daß es ganzen flüchtenden Familien nur schwer gelingt, sich durch die Flucht wirklich zu retten.

Dis war die Lage der Sache in Ansehung des ehelichen Lebens der ersten Christen. Von hieraus müssen wir die Verlassung der Weiber und Kinder

erklä-

erklären, welche Jesus um seines Nahmens willen forderte, und die Weissagung, daß des Menschen ärgste Feinde seine Hausgenossen und Blutsverwandten sein würden. Von hierans müssen wir verstehen, was es heissen soll, wenn Jesus von Selbstverschneidung um des Himmelreichs willen sprach und hinzusetzte — wer es fassen mag, der fasse es, aber es fassets nicht iedermann, sondern dem es gegeben ist; d. h. so etwas ist nicht iedermanns Sache. Von hieraus begreifen wir endlich, wie Paulus darauf kommen konnte, zu sagen — „Es ist dem Manne gut, daß er kein Weib berühre. — Nur um die Hurerei zu vermeiden, heirathet. — Seid ihr verheirathet, so entziehet euch nicht einander. Das sage ich aber nur aus Vergunst, nicht aus Gebot. — Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären so, wie ich. — Ich sage also den Ledigen nochmals, es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben, wie ich.“

In unsern Tagen, wo man sich des Himmelreichs wegen nicht mehr zu verschneiden Ursache hat, darf ieder Christ, der gesund ist und Frau und Kinder ernähren kann, heirathen. Allerdings mus es mit diesen beiden Umständen sei-

Bayerische Staatsbibliothek München

ne Richtigkeit haben. Es ist unverzeihlich, wenn hektische, paralitische und epileptische iunge Männer sich verehlichen. Gegenstände des Erbarmens sind ihre Nachkommen schon, ehe sie geboren werden; ihr Anblick selbst aber zerreisst dem Menschenfreunde das Herz. Ist es doch, als besuchten sie die Erde nur, um sich ein Grab von ihr zu *erbitten!* Sie tragen die Mahlzeichen ihres ausgezehrten, entnervten, verwüsteten Vaters und quälen sich allenfals zum zehenten, zwölften Jahre hinauf. Oder kommen sie auch weiter und blühen sie, wie die Rosen: so liegt eben unter der Rosenfarbe das Attestat der Natur, daß sie kaum das männliche Alter erreichen werden. Darum sollten allerdings ungesunde Männer sich selbst *verschneiden*, d. h. den Gedanken an Fortpflanzung ihres Geschlechts aufgeben. Und so sollte auch ieder iunge Mann, der noch kein Brod, oder doch noch nicht mehr Brod hat, als er für sich selbst braucht, sich wenigstens so lange verschneiden und nicht eher *ans* Heirathen denken, als bis er eine Familie ernähren könnte. Die Liebe sättigt kaum vier und zwanzig Stunden; hernach macht sie hungrig. Auch ists nicht genug, Kinder zu zeugen; man mus sie auch erziehen. Aufs Gerathewohl sich kopuliren lassen und ins Gelag hinein hernach einen Kandidaten

nach dem andern zur Taufe darstellen, ist höchst unchristlich. Wer nicht Frau und Kinder ernähren kann, hat keinen Beruf zu heirathen, und christliche Obrigkeiten thäten sehr wohl, wenn sie Ehen, die offenbar zwischen künftigen Bettlern geschlossen werden sollen, nicht gestatteten. Eltern und Kinder fallen bald dem Staate zur Last und selbst das Inkrement, welches der Staat allenfals noch durch die Kinder gewinnt, hat phisische und moralische Krätze an sich.

Jeder iunge Christ aber, der gesund ist und Brod hat, darf sich ein Weib nehmen. Wie sollte eine verünftige und göttliche Religion einen Grundtrieb unserer Natur, den der Schöpfer uns selbst einpflanzte, einen Trieb, worauf die Fortdauer des menschlichen Geschlechts beruhet, zerstören wollen? Nein, nur veredeln und gehörig richten darf sie ihn. Wie sollte sie auch nur gewissen Ständen das Gebot der Ledigkeit auferlegen? Etwa, um sie desto zuverlässiger moralischschlecht zu machen? Heiliger wenigstens wird doch wohl kein Mann dadurch, als andere, wenn er kein Weib berührt? In der That, sonst hätte ia Gott selbst, indem er das Gebot gab, seid fruchtbar und mehret euch, ein Gebot zur Unheiligkeit gegeben. Nein,

heiliger vielmehr wird ein Mann dadurch, wenn er ein treuer Gatte und ein wackerer Vater wird, als er vorher war. Ist es nichts, durch vollkommene Liebe und Herzlichkeit eine andere menschliche Seele vollkommen glücklich zu machen? Dis ist der Segen, welchen ein zärtlicher Ehemann stiftet. Und welche Verdienste hat ein Vater nicht um die menschliche Geselschaft, wenn er eine zahlreiche Familie rechtschaffen erzieht und dadurch dem Vaterlande brave Bürger und Bürgerinnen und der Religion fromme Verehrer und Verehrerinnen schenkt! Und wenn er, um dis leisten zu können, mit doppeltem Fleisse arbeitet, auf kostspielige Vergnügungen Verzicht thut und Sorgen und Gram nicht scheuet, wie ist sein Anblick ein weit würdigerer Anblick, als der, welchen die Menschheit in ihren ledigen Müssiggängern und Prassern reicht!

Immer müssen wir auch auf die beiden Sätze zurückkommen, daß das Christenthum uns zu so guten und glücklichen Menschen machen wolle, als möglich. Beides aber können wir mehr im ehelichen, als im ledigen Stande werden. Man sagt mit Recht, daß es besser sei, in einem wirklichen Berufe zu leben, als zu privatisiren; denn so haben

wir einen bestimmten Kreis für unsre Wirksamkeit und thun mit Gewisheit viel Gutes, dahingegen wir, wenn wir nur nach Gefallen nützlich werden dürfen, die Gelegenheiten dazu bald aus Unaufmerksamkeit, bald aus Unaufgelegtheit, bald aus zehnerlei Hindernissen, die wir uns selbst schufen, ungebraucht vorbeistreichen lassen. Dieselbe Bewandnis hat es mit dem ledigen und ehelichen Leben. Man sagt es den Hagestolzen nach, daß sie gröstentheils Egoisten vom ersten Range wären; so viel ist gewis, daß Gatten- und Kinderliebe das menschliche Herz erst vollkommen zum Theilnehmen und Theilgeben öffnen. Wer Mann und Vater ist, hat auch die Gegenstände seiner Wohlthätigkeit stets um sich und kann ihrer nie vergessen; er darf ihre Würdigkeit nicht erst untersuchen, denn wären sie unwürdig, so wäre er selbst daran Schuld; er kann die Anwendung, welche sie von seinen Wohlthaten machen, so dirigiren, daß sie nicht fehlschlägt. Der Mann ohne Familie mus erst warten, bis sich ihm Gegenstände seiner Dienstfertigkeit und Menschenliebe darbieten. Wie leicht aber kann er iedem Ankommenden sein Haus verschliessen! Liesse er sie auch ohne Unterschied herein, wie kann er auf seiner Stube über ihr Bedürfnis und über ihre Würdigkeit entscheiden? Soll er etwa auf Empfeh-

lung Gutes thun? Wie kann er über Wahrheit oder Falschheit der Empfehlung urtheilen? Also in die Hütten der Leidenden selbst müste er gehen; oft müste er in sie gehen und, damit er den Zweck seiner Wohlthaten wirklich erreichte, sich Rechnung von der Anwendung derselben ablegen lassen. Wie viele sind nun wohl in einem so erhabenen Grade Menschenfreunde, daß sie sich hierzu hergäben? Und könnte man zu dem, der ia so thäte, nicht mit Recht sagen — wenn es dir um das Gutesthun so ein Ernst ist, so lege doch eine Familie an; so hast du es näher — — ? Mit Gewisheit kann man wenigstens behaupten, daß ein Mann und Vater in dem untersten Stande, so bald er ein rechtschaffener Vater ist, so viel wahres und wesentliches Gutes stifte, daß es dem vornehmsten im Coelibat lebenden Menschenfreunde schwer fallen müsse, seine Würdigkeit zu erreichen. Auch ist das häusliche Leben eine Schule vieler andern schönen Tugenden, die man ausser demselben nicht so leicht erlernt, noch weniger so zu üben Gelegenheit hat. Die Liebe lehrt alles Gute, auch das schwerste. Sie macht unermüdet arbeitsam, genügsam, haushälterisch, nachgebend, versöhnlich, geduldig. Sie lässet uns leiden für die Unsrigen und diese, wenn sie mit uns leiden, trösten. Sie lässet uns noch beispielvoll in

ihren Armen sterben, oder bei ihnen, wenn sie uns vorangehen, bis an ihren Hinscheid ausharren. Erwägt man über dis alles noch, daß das innigstvereinigte Leben mehrerer Menschen auch weit mehr Spuren der Weisheit und Güte Gottes haben müsse, als das einzelne Leben der Isolirten, und daß das Familienleben also mehr Glauben an die Providenz lehre, als das Coelibat: so ist es völlig erwiesen, daß man weit eher in ienem ein wahrhaftig guter Mensch werden könne, als in diesem.

Wie es nun mit dem wahrhaftiggut werden ist, so ist es auch mit dem wahrhaftigglücklich werden. Wer die ganze Laufbahn der Freuden durchwandelt und alle Glückseligkeiten der Erde genossen hat, der legt am Ende das Bekenntnis ab, daß die Familienfreuden die wahresten, reinesten und dauerhaftesten sind. Was ists denn am Ende, die Welt umsegelt zu haben? Der Mann, welcher selbst eine kleine Welt schuf, erhielt, regierte und glücklich machte, hat mehr davon. Was ists, vom grossen Haufen bewundert, von Fürsten und Königen Freund und Liebling genannt worden zu sein? Von einer ganzen Familie Segenstifter, Vater und Beglücker genannt werden, ist unendlich mehr. Wahre Ruhe

und Zufriedenheit, wahre Trautheit und Herzlichkeit geniessen wir nur in dem Zirkel der Unsrigen, die uns viel und Alles zu danken haben. Das grössete Glück, das die Erde hat, ist das Glück, ein gesegneter Vater zu sein und an der Spitze einer grossen Reihe von seinesgleichen zu stehen, denen allen man Dasein, Ausbildung und Glückseligkeit verschafte. Niemand dankt so, wie guterzogene Kinder; in ihnen leben wir fort; in ihren Armen schlummern wir sanft in iene Welt hinüber. Der Mann im Coelibat kann zwar mehr durch die Freuden des ausserhäuslichen Lebens hindurchtaumeln und die grössern Geselschaften geniessen; so oft er aber am Abend nach Hause kommt, haben seine Freuden ein Ende und er sieht sich ganz einsam und verlassen. Da ist keine menschliche Seele, in die er sich mit voller Herzlichkeit ergiessen kann, oder die ihn durch inbrünstigen Dank zu seinem Schlafe einweiht. In Krankheiten vermißt er die Familie; im Alter bereuet er es, daß er sie nicht hat; im Tode verwünscht er sich, daß er sie nicht haben wollte, und so, wie er stirbt, ist sein Gedächtnis von der Erde mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Wie sollte also die christliche Religion, welche die Menschen so gut, als möglich, und so glücklich,

als möglich, machen will, ein Verbot des ehelichen Lebens enthalten dürfen? Es mus vielmehr in unsern Tagen allen Leuten, die Brod haben, sogar Pflicht sein, zu heirathen, und nichts, als unheilbare Kränklichkeit und ganz ausserordentliche Umstände können davon dispensiren. Wie, wenn die Eltern der Ehestandshasser ebenso gedacht hätten, wie sie? Ist es recht, die Keime der Nachwelt in sich zu ersticken und ganze unübersehbare Reihen künftiger Geschlechter zu vernichten? Oder will man etwa lieber iene Keime ausser dem Ehestande auspflanzen und diese Reihen anfangen, ohne öffentlich an ihrer Spitze zu stehen? Da besagt dann nun aber schon das alte Trauformular mit Recht, daß Gott, wie das menschliche Geschlecht, also auch seine Kirche, ordentlicher Weise wolle fortgepflanzt und erbauet wissen. Kinder, ausser dem Ehestande erzeugt, kommen gröstentheils um, oder werden unglücklich, wie ihre Mütter, und verderben an Leib und Seele. Es ist barbarisch, seine Nachkommen abzuleugnen, oder sich doch nicht weiter um sie zu bekümmern, sondern sie dem Zufalle Preis zu geben. Die Form des Ehestandes mag immerhin verschiden sein, sobald es die Landesgesetze verstatten; mit dem Wesentlichen des Ehestandes aber mus es durchaus seine Richtigkeit haben und

die erzeugten Kinder müssen zu gesunden, guten und nützlichen Bürgern erzogen werden. Daß dis am gewissesten alsdann geschehe, wenn Vater und Mutter vor der Welt erklärte Eltern sind, wenn sie wirklich beisammen wohnen, zusammen wirthschaften, gemeinschaftlich die Erziehung der Kinder betreiben und an keine willkührliche Trennung denken dürfen, siehet wohl ieder gleich ein.

Da in unsern Tagen das Coelibat im Protestantismus beinahe so volkreich wird, wie in katholischen Staaten, — aber aus andern Gründen, wie dort —; da es besonders im Mittelstande immer mehr um sich greift: so können diese Wahrheiten nicht laut und stark genug gesagt werden. Man würde unsern Hagestolzen zu sehr schmeicheln, wenn man nicht gerade heraus sagte, daß viele von ihnen es blos aus Hang zur wirklichen Lüderlichkeit sind. Umherschweifende Wollust ist der Götze, dem sie sich geheiligt haben. Menschen dieser Art kennen und schätzen nur das Phisische bei der Liebe, welches doch nur Nebensache und Vehikel der Natur bei ihr ist, haben aber keinen Sinn für ihre moralischen Reitze und für ihr eigentliches Wesen, welches in der innigsten Simpathie zweier ganz für einander lebenden Seelen und in der reinesten hier-

aus entspringenden Seligkeit besteht. Sie handeln offenbar zu thierisch, als das sie sich darüber rechtfertigen könnten. Doch giebt es auch viel andere, welche sich durch die freilich ungeheuer grosse Anzahl unglücklicher Ehen vom Ehestande abhalten lassen. Sie schieben die Erfüllung ihres Vorsatzes, ehelich zu werden, von einer Zeit zur andern auf, werden darüber alt und geben hernach den Vorsatz ganz auf. Wo ist aber wohl irgend eine Angelegenheit des Lebens, die nicht auch oft durch Unbedachtsamkeit, mit der man sie betrieb, mislingt, und wer ziehet daraus wohl einen andern Schlus, als daß er sie bedachtsamer und vernünftiger betreiben müsse?

Am häufigsten aber entspringt allerdings in unsern Tagen das Coelibat aus der Besorgnis, daß man nicht zureichende Einkünfte genug habe, eine Familie ernähren zu können. Diese Besorgnis entsteht wiederum entweder aus dem gegenwärtigen Luxus, oder aus den hohen Preisen, in welchen iezt alle Lebensmittel stehen. Zum Luxus gehören vorzüglich der Weiberputz, die Männerspielsucht und der Hang der Männer und Weiber, iedes kostbare rauschende Vergnügen mitzugeniessen und es in allen Stücken ihresgleichen gleich zu thun.

Sollte ein vernünftiger Mann aber nicht im Stande sein, seiner Frau die Narrheit des Zeitalters auszureden? Sollte er durch eine kluge Wahl seiner Gattin sich nicht so setzen können, daß er dis nicht einmahl zu thun nöthig hätte? Sollte ein vernünftiger Mann sich nicht selbst die heillose Spielsucht ausreden können? Sollte er sich durch den Gedanken — als ein lediger Mensch kannst du alles mitmachen, als Gatte und Vater aber nicht mehr — auch wohl abhalten lassen dürfen, Gatte und Vater zu werden? Sollte er sich nicht vielmehr für die Einbusse, die er dadurch an Vergnügungen, unter welchen die mehresten äusserst leer für Kopf und Herz sind, macht, durch die reellen und wahrhaftig seinen Geist erquickenden und sättigenden Freuden reichlich schadlosgehalten fühlen, welche ihm das immerwährende Anschauen mehrerer Menschen gewährt, die ihm mit iedem ihrer Blicke gleichsam zurufen — du Guter, du Edler, dir verdanken wir unser Leben, unser Glück und Alles, Alles, was wir sind und haben!? Unglücklich ist der, welcher hiefür keinen Sinn hat! Der Rechtschaffene verbietet sich den Luxus selbst, wenn ihn auch die Fürsten nicht verbieten; er erfüllt lieber unter Einschränkungen, die ihm sein eigenes Herz zur Pflicht macht, seine Bestim-

mung und darf nicht fürchten, daß kluge und gute Mitbürger ihn deshalb tadeln werden; über den Spott der Thoren aber war er längst hinweg.

Wenn es nun ausgemacht ist, daß die zum Coelibat führende Besorgnis, eine Familie nicht ernähren zu können, am häufigsten aus Luxus entspringe: so ist doch auch gewis, daß sie oft aus den immer höher steigenden Preisen der Dinge, welche nicht zum Luxus gehören, ihren Ursprung nehme. Dis ist der Fall mit vielen von denen, welche in öffentlichen Aemtern stehen, und blos auf baare Besoldung gesetzt sind. Der Landmann, vom Prediger an bis zum Bauer, der Künstler, der Kaufmann, der Handwerker u. s. w. wissen sich zu helfen. Sie schlagen in der Masse auf die Artikel, welche sie erzeugen oder bearbeiten, auf, in welcher die übrigen Artikel steigen. Was soll aber der Mann im Amte thun, dessen baarer Gehalt vor Jahrhunderten festgesetzt ward, da alles noch um die Hälfte, oder gar um zwei Drittheile wohlfeiler war, als iezt? Warlich, er ist oft in der Lage, daß er in unsern Zeiten für sich nur genug hat, und so gehört er wirklich unter dieienigen, welche, wie

oben gesagt, nicht heirathen dürfen. Der Staat ists selbst, der es ihm untersagt. Einige unserer Fürsten haben dis schon beherzigt und die Besoldungen ihrer Diener erhöhet. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die übrigen ihrem Beispiele folgen werden. Sie stehen ia alle selbst iezt besser, wie vor Jahrhunderten; der einzige Artickel, Holz, wie bringt er ihnen unweit mehr ein, als ihren Vorfaren! Sollten denn die Männer in öffentlichen Aemtern, die Männer, die unmittelbar für das Vaterland leben und arbeiten, vor allen andern dazu verdammt sein, auf das schönste Glück des Lebens, auf Familienglück, Verzicht thun zu müssen, und wäre dis der Lohn für ihre Treue im Dienst? Sollten sie, auf deren Beispiel das Volk so achtet, auch auf die Zukunft noch, und ie länger, desto mehr, der Versuchung am meisten ausgesetzt bleiben, vor allen ihren Mitbürgern moralischschlecht zu handeln? — Besonders ist zu wünschen, daß unsre Fürsten mit Erhöhung der Gehalte nicht von oben herab, sondern von unten hinauf anfangen und einen Blick des Erbarmens — ia warlich, so mus man es bald nennen — besonders auf die untern und mittlern Diener werfen mögen. Unter den obern fände sich wohl einer und der andere, der umsonst dienen oder — gar

abkommen könnte, und dessen einziger Gehalt hinreichen würde, viele untere, die die unentbehrlichsten und wesentlichsten Dienste dem Staate leisten, besser und so zu setzen, daß sie mit Weib und Kindern leben könnten.

VIII.

Noth- und Gegenwehr. Feindesliebe.

Jedes Unrecht, jede Gewaltthätigkeit, vor der man sich nicht durch Flucht retten kann, über sich ergehen zu lassen und zu dulden, ohne sich dagegen weiter zu wehren, war eine der Hauptvorschriften, welche Jesus seinen Gläubigen gab. Hier nur die einzige Stelle — „Sonst hies es, Auge um Auge, Zahn um Zahn; ich aber gebe euch die Weisung, auf keine Weise dem, der euch Gewalt anthut, euch zu widersetzen. Vielmehr, wenn euch z. E. iemand einen Schlag auf den rechten Backen gibt, sollt ihr ihm den linken auch hinhalten; und wenn euch iemand den Ueberrock auszieht, sollet ihr ihm auch das Unterkleid nicht verwehren; und wenn euch iemand zwingt, tausend Schritte mit ihm über Feld zu gehen und das, was er bei sich hat, ihm nachzutragen, sollt ihr zweitausend Schritte weit sein Nachträger sein.“ Gleichergestalt sollten die Christen auch lose Bezahler

nicht

nicht zum Abtrag ihrer Schuld anhalten, bei ieder Schmälerung ihrer Ehre, üblen Nachrede, Verleumdung und Lästerung daran genug haben, sich eines bessern bewust zu sein u. s. w.

In der That, sehr weise und zweckmässige Vorschriften; Vorschriften, wie sie Jesus geben muste! Leute, die im Stande sein sollten, sich unschuldig in den Bann thun, unschuldig für vogelfrei erklären, ia sogar unschuldig hinrichten zu lassen, musten noch weit mehr im Stande sein, unschuldig auch geringere Vergewaltigungen, Lasttragen, Kleiderraub und Schläge zu erdulden. Hätte sie hierbei schon der natürliche Unwille gegen Ungerechtigkeit und Grausamkeit zur Gegenwehr vermocht, was würde nicht geschehen sein, wenn sie den Märtirertod für sich erblickt hätten? Auch sollten sie die unaussprechliche Kraft der Religion auf das menschliche Herz allen Ungläubigen auffallend zeigen und unwiderleglich darthun. Dis konnte nicht vollkommener, als dadurch, geschehen, daß sie iede Beleidigung, welche ihnen widerführe, gleichmüthig verschmerzten und auf den Ersatz, welchen die Rechte darüber vorschrieben, Verzicht thäten. Bei wem sollten sie auch darüber Klage führen? Doch nur bei nichtchristlichen Obrigkeiten, die für

Christen kein Recht hatten, sondern vielmehr jede Bosheit billigten, welche an ihnen verübt ward. Waren sie seither etwa Christen im Verborgenen gewesen und daher noch im Besitz ihrer Freiheit und ihres Eigenthums geblieben: so liefen sie auch, wenn sie mit ihrem Widersacher vor Gericht traten, Gefar, daß dieser sie sofort als Christen denuncirte, und der öffentlichen Verfolgung in die Hände lieferte. Selbst späterhin, als sich die Anzahl der Christen schon stark vermehrt hatte und ganze christliche Gemeinen existirten, verboten die Apostel sogar noch das Klagen und Processiren zwischen Christen und Christen vor weltlicher Obrigkeit, und zwar aus dem besondern Grunde, daß sie ihren Richtern, die entweder Juden oder Heiden waren, kein Ärgernis gäben und daß das Christenthum nicht verlästert würde bei denen, die draussen wären. Es sollte nehmlich nicht heissen — sind das die gerühmten exemplarischen und von Liebe gegen ihren Meister und gegen sich unter einander brennenden Christen, die Leute, welche der Geist des Friedens regiert, und nun können sie unter sich selbst nicht Ruhe halten und zanken und streiten so arg, wie Andere? Man versetze sich im Geiste in ienes Zeitalter, so wird man sagen müssen, daß die Apostel also höchst konsequent han-

delten, wenn sie den Christen dergleichen Vorschriften ertheilten.

Wir leben weit entfernt von den Zeiten des Märtirerthums; wir haben die Kraft der Religion den Ungläubigen dadurch nicht zu beweisen, daß wir uns auf alle mögliche Art von ihnen bedrücken lassen; wo sind denn die Ungläubigen, sind wir nicht alle Christen? Wir sind iezt Mitbürger unter einander und befinden uns alle zusammen unter christlicher Obrigkeit, die dazu da ist, daß sie uns gegen iede Gewaltthätigkeit schütze, uns zu unserem Rechte verhelfe und für empfangene Bedigungen Genugthuung verschaffe. Auch ärgern wir unsere Obrigkeit gar nicht damit, wenn wir nothgedrungen uns an sie wenden, sie um Schlichtung entstandener Streitigkeiten bitten und uns ihrem Ausspruche unterwerfen. Vielmehr lobet sie dis an uns und erklärt uns deshalb für gute christliche Staatsbürger, welche ihrer Pflicht ein Genüge thun. Mithin können iene Verbote der Gegenwehr, die in Zeiten, wo alles drunter und drüber ging, und wo noch keine eingerichtete bürgerlichchristliche Verfassung war, für uns keine verbindende Kraft mehr haben und wir sind nicht schuldig, uns von unsern Mitbürgern nach Gefallen

Unrecht und Gewalt anthun zu lassen. Andere Zeiten, andere Gesetze.

Das wird freilich Christenthum für alle Zeiten bleiben, daß wir die Gegenwehr nicht übertreiben. Dis würden wir alsdann thun, wenn wir iede Kleinigkeit rügten, die Gegenwehr noch fortsetzten, wenn sie gar nicht mehr nöthig wäre, oder sie nur in der Absicht leisteten, unserem Beleidiger zu schaden, oder solche Masregeln bei ihr nähmen, die gewaltsamer wären, als die Gewaltthätigkeit selbst, die wir dadurch abtreiben oder ersetzt wissen wollten. So ist es z. E. sehr unchristlich gehandelt, wenn wir einen unserer Mitbürger, der in der Hitze auf uns schimpfte, auf der Stelle verklagen, ohne selbst, oder durch einen Dritten den geringsten Versuch zu machen, ob er nicht bei abgekühltem Blute aus sich selbst Wiederruf thue. So ist es ferner sehr unchristlich gehandelt, wenn wir unsern Nachbar eines neuen Fensters wegen, wodurch er in unsern Hof sehen kann, das ihm aber zu einer nutzbaren Kammer mehr in seinem Hause verhilft, in einen kostbaren Proces verwickeln; oder wenn wir einem Debitor, der uns auf die Stunde nicht wiederbezahlt, das Haus überm

Kopfe anschlagen lassen und ihn dadurch um seine ganze Nahrung bringen; oder wenn wir uns noch immer gegen einen Feind vertheidigen, der uns doch nicht mehr schaden kann, u. s. w.

Gleichergestalt wird es auch Christenthum auf ewige Zeiten bleiben, daß wir sanftmüthig, nachgebend, billig, zum Vergleiche geneigter, als zum Prozes, allenthalben in die Umstände sehend und versöhnlich sein sollen; daß wir am Ende auch das grösseste Unrecht unserem Feinde, wenn es ihm wahrhaftig leid ist, verzeihen und es, wenn ihm Wiedererſatz desselben unmöglich ist, oder ihm doch zehenmal mehr schaden, als uns nützen würde, ohne Ersatz verschmerzen müssen u. s. f.

Allein wozu sollte es iezt dienen und was sollte aus uns werden, wenn wir iedem frei liessen, uns Backenstreiche zu geben, oder uns zu seinem Packknechte zu machen, wie er wollte? In der That, so würden die Faulen uns alles aufpacken und unsre Backen würden nicht heil werden. Es ist ein Christ, würde es heissen, man kann ihm alles bieten; er darf sich nicht wehren, schlagt zu. Was sollte aus uns werden, wenn wir uns alles nehmen lassen sollten von iedem, der dazu Lust hätte? Angekleidet

gingen wir aus und nackend kämen wir wieder nach Hause. Wenn wir uns an den Tisch setzen und mit den Unsrigen unser eigenes Brod essen wollten: so kämen ungebetene Gäste und sprächen — das soll uns gut schmecken, stehet auf, wir wollen uns setzen. Wenn wir ein Haus gebauet hätten und eben im Begriff wären, einzuziehen: so träten Fremde herein, riefen — hier ist gut sein, und trieben uns heraus. Wenn wir unsere Gärten, unsere Felder aberndten wollten: so fänden wir schon Andere vor, die mit der Erndte bald zu Ende wären. So wäre es nicht mehr der Mühe werth, zu arbeiten, zu säen, zu bauen und zu sparen; so hättens die Müssiggänger, die Verschwender, die Lüderlichen am besten, und so müste die bürgerliche Geselschaft privilegirte Räuber- und Mörderbanden unter sich dulden.

Wozu sollte es iezt dienen und was sollte aus uns werden, wenn wir zu ieder ruchlosen Nachrede, zu ieder noch so groben Injurie schweigen und auf keine Genugthuung dafür dringen sollten? So würde des Verleumdens kein Ende sein; die Welt würde aus unserem Stillschweigen schliessen, daß wir uns schuldig fänden und uns alle ihre Achtung, Liebe und Dienstfertigkeit versagen. Was sollte

aus uns werden, wenn wir anvertrautes Gut nicht zurückfordern, den Finder dessen, was wir verlohren, nicht zur Herausgabe des Funds anhalten und den bösen Schuldner, der bezahlen kann, aber nicht will, nicht bis zur Execution ausklagen dürften? In der That, solche Forderungen an Leute thun, die in eingerichteter bürgerlicher Gesellschaft leben, hiesse die ganze bürgerliche Gesellschaft zerstören; ia, solche Forderungen iezt an den wahren Christen thun, hiesse Millionen reizen, recht unchristlich zu handeln. Welch ein l ä c h e r l i c h e r Karakter wäre auch der Karakter des Christen! Das Christenthum hat aber warlich seine Verehrer nicht lächerlich, sondern ehrwürdig, so, wie nicht unglücklich und auf allen Seiten unsicher, sondern glücklich und sicher machen sollen.

Der Christ in unsern Tagen darf sich also gegen iedes Unrecht von Belang, das ihm von seinen Mitbürgern geschiehet, zur Wehr setzen, d. h. er darf verhindern, daß es ihm geschehe, und darf, wenn er dis nicht verhindern kann, darauf denken, daß ihm Ersatz dafür werde. Ein anderes ist es, wenn er in besondern Fällen aus Politik und aus gewissen Rücksichten sich dieses Rechts nicht bedienen zu dürfen glaubt; seine Religion aber verwehrt

es ihm keinesweges mehr. Ihrentwegen braucht er weder den rechten, noch den linken Backen mehr hinzuhalten, sich weder den Oberrock, noch das Unterkleid mehr nehmen, sich weder von Andern muthwillig bepacken, noch verleumden, noch betrügen zu lassen. Seine Obrigkeit ist es, die ihn als ihren Bürger, der ihr Gehorsam, Treue und Abgaben reicht und auch in ihren Nothfällen ihr mit Gut und Blut dienet, bei allen seinen bürgerlichen Gerechtsamen schützen und, wenn er in einer derselben gekränkt ward, wieder in ihren völligen Besitz und Genus versetzen mus. An sie wendet er sich also von Rechtswegen und erwartet von ihr allen rechtlichen Beistand. Wenn seinem Leben und seiner Person nachgestellt wird, so zeigt er es ihr als Christ an und sie mus ihm als christliche Obrigkeit Sicherheit für seine Existenz und völlige Gefahrlosigkeit verschaffen. Wenn er an seiner Ehre angegriffen wird, so beschwert er sich als Christ bei ihr und sie mus ihm als christliche Obrigkeit Genugthuung auswirken. Wenn er bestohlen oder betrogen wird und er weis den Dieb und Betrüger mit Zuverlässigkeit, so macht er beide als Christ ihr nahmhaft und sie mus als christliche Obrigkeit ihm wieder zu seinem Eigenthume verhelfen. Ja, wenn er sogar auch nur in Streitigkeiten mit

einem seiner Mitbürger verwickelt wird und beide Theile können sich nicht vereinigen, so handelt er sehr christlich, wenn er seinen Mitchristen bei der Hand nimmt und spricht — komm, las uns zur Obrigkeit gehen, sie soll uns vergleichen.

Wo aber der Christ keine Gegenwehr durch die Obrigkeit leisten kann, oder wo solche wenigstens zu spät kommen würde, da darf er auch eigene Gegenwehr, d. h. Nothwehr ausüben. In dem Augeblick, da dieser Fall sich ereignet, tritt er in den Stand der Natur zurück, sieht sich auf sich selbst reducirt und isolirt und bedient sich seiner eigenen Kräfte. Wenn ihm also iemand seinen Rock nimmt, so reisst er ihm solchen wieder aus den Händen. Wenn iemand nach ihm schlägt, so hält er ihn mit aller Gewalt von sich zurück. Wenn iemand in sein Haus einbricht, so behandelt er ihn wie einen Dieb in der Nacht. Und wenn ihn iemand auf der Landstrasse durchbohren will und er hat keine andere Wahl, als sich durchbohren zu lassen, oder ihn zu durchbohren, so — durchbohrt er den Banditen. „Wer kein Schwert hat, der verkaufe seinen Rock und kaufe eins dafür“ sprach selbst Jesus kurz vor seiner

Gefangennehmung und nur der Gedanke, daß er der erste Märtirer für das Christenthum sein müsse, brachte ihn von dieser Idee zurück. Gewis wäre er ohnedis dabei beharret und würde sich mit den Seinigen tapfer gewehrt haben.

Selbst die Feindesliebe mus in unsern Tagen ihre Schranken haben. Der Christ mus dabei immer auf den Mann sehen, den er vor sich hat, und es gibt dabei durchaus keine allgemeine Regel mehr, als diese — vergib nicht eher, als bis dein Beleidiger deutlich zu erkennen gibt, daß es ihn gereue, dich beleidigt zu haben. Sein blosses Sagen — es gereuet mich, ist in der That nicht mehr genug. Das kann ein verworfener Mensch tausendmal sagen und uns dabei immer fortbeleidigen. Machen es doch die Sünder mit Gott so. Vergibt Gott auf solche blosse Rede ohne wahrhaftige Besserung? Soll der Christ also vollkommen sein, wie Gott, so mus er nicht eher vergeben, bis sein Feind sich bessert. Was richteten wir auch wohl damit aus, wenn wir eher vergäben? Doch wohl weiter nichts, als daß unser Feind uns deshalb auslachte, daß wir uns so durch ihn bethören liessen, und so sorgten wir nicht einmahl für seine moralische Besserung. Nein, un-

ser Beleidiger mus iezt erst aufhören, uns zu beleidigen, er mus ernstliche Anstalten machen, das durch seine Beleidigungen uns zugefügte Unrecht zu vergüten; alsdann erst gebührt es uns, daß wir ihm vergeben.

Ebenso auch, wenn ein Mensch, dem wir vergaben, uns bald darauf von neuem beleidigt, verdient er, daß wir ihn noch strenger behandeln und unsere Bereitwilligkeit, ihm von neuem zu verzeihen, vorsichtig mässigen. Was sollte daraus werden, wenn iemand, der uns an einem Tage sechsmahl beleidigt und sechsmahl von uns Verzeihung erhalten hätte, uns zum siebenten mahle in der Hoffnung beleidigen dürfte, zum siebentenmahle Vergebung von uns zu erhalten? Hiesse das nicht, ihm einen Freiheitsbrief darüber geben, daß er uns beleidigen könnte, so oft er wollte? Nur in den Tagen des Märtirerthums der ersten Christen, aber nicht in den Zeiten völlig eingerichteter bürgerlicher Geselschaften können dergleichen Grundsätze gelten. In ienen gründeten sie das Christenthum; in diesen würden sie es zerstören.

Ob wir mit unsern Beleidigern nach geschehener Aussöhnung wieder eben so vertraut umzugehen ha-

ben, als vorher, darüber mus nicht blos unser Herz, sondern auch unser Verstand entscheiden. Ein Anderes ist es, wenn es Personen sind, von denen wir uns auf keine Weise trennen können, ohne die heiligsten Pflichten zu verletzen; ein anderes, wenn sie blos unsere Freunde und Geselschafter waren. Es ist zwar wahr, daß eine beigelegte Feindschaft zuweilen den Grund zu einer hernach ewig dauernden und noch vertrauteren Freundschaft legt. Dis pflegt alsdann zu geschehen, wenn nicht nur der Beleidigte, sondern auch der Beleidiger ein Mensch von sehr edlem Karakter ist, der seinen Dank für erhaltene Verzeihung nie vollkommen genug machen zu können glaubt. Oft aber ist es der Fall, daß beide Theile klüger daran thun, wenn sie sich nach geschehener Aussöhnung in einer gewissen Entfernung von einander halten. Jeder muß hier seinen Mann kennen, mit dem er es zu thun hat. Sollten wir uns wohl viel von einem Herzen versprechen können, das im Stande war, uns gröblich und vorsätzlich zu beleidigen? Sollten wir noch das geringste Zutrauen zu ihm haben können, wenn es dergleichen Beleidigungen gar zu mehrern mahlen wiederholte? Wir können dessen ungeachtet Leuten, denen wir vergaben, bei jeder Gelegenheit gefällig sein, rathen, helfen und dienen, ohne auf einem vertrau-

ten Fusse mit ihnen wieder zu leben. Und wenn wir vollends voraussehen, daß bei erneuertem engern Umgange mit ihnen die Wiederholung der Beleidigungen nicht aussen bleiben werde, so sorgen wir auf jeden Fall besser für unser Herz, wenn wir uns so mit ihnen setzen, als wenn wir uns — denn wir sind auch Menschen — der Versuchung blosstellen, in Augenblicken der Erbitterung ihnen hernach wohl gar die Pflichten der Menschlichkeit zu versagen.

Sollen wird endlich auch zwar allerdings unserem Feinde seine Besserung erleichtern; sollen wir vorzüglich durch Gefälligkeiten, die wir ihm erzeigen, zu bewirken suchen, daß es ihm leid werde, uns beleidigt zu haben: so müssen doch deshalb unsere Freunde nicht nachstehen. Träte also der Fall ein, daß wir einem Feinde helfen könnten, und es wäre auch ein Freund da, der derselben Hülfe bedürfte, und wir könnten die Hülfe nur einmahl leisten: so ginge der Freund vor. Wie sollte der, der uns nie beleidigte, dadurch verwirkt haben, daß wir ihn über unsern Beleidiger leiden liessen? Wäre dis der Lohn seiner Treue gegen uns? Wäre es nicht eine Aufforderung an ihn, uns auch zu beleidigen, um sich dadurch auf ein andermahl des Vorzugs zu versichern? Der einzige Fall würde hier

eine Ausnahme machen, wenn sich der Freund selbst darum seiner rechtmässigern Ansprüche auf unsere Unterstützung freiwillig begäbe, damit wir im Stande sein möchten, feurige Kohlen auf das Haupt unseres Feindes zu legen. In allen andern Fällen mus er den Vorzug behalten, oder wir würden die Feindesliebe übertreiben und die Freundesliebe mit Füssen treten.

IX.

Wohlthätigkeit.

„Leihet, daß ihr nichts dafür hoffet! Gib jedem, der dich anspricht; wende dich von keinem, der dir abborgen will! Thut Gutes jedermann, am allermeisten aber den Glaubensgenossen!“ Lauter Sentenzen, welche dem ersten christlichen Zeitalter durchaus angemessen waren, die aber in dem unsrigen auch durchaus eine nähere Bestimmung erfordern.

Schön und gros ist die Tugend der Wohlthätigkeit, und sie bleibt für alle Jahrtausende heilige Christenpflicht. Sie macht uns Gott ähnlich und gewährt unserem Herzen die süßesten und reinesten Freuden. Welche Wonne ists, Bitten zu erhören, Thränen zu trocknen, Seufzer zu stillen, und so der Mensch zu sein, der in eine andere menschliche Seele die Ruhe an seiner Hand zurückführt! Wie angenehm blickt sichs in das Gesicht eines Getröste-

ten! Wie segnet uns ieder seiner Gedanken, iede seiner Empfindungen! Welch ein liebliches Gewühl machen, wenn wir ganzen Familien helfen, Eltern und Kinder um uns her! Ja, ia, wer diese Freuden einmal genos, macht sie sich öfter. Nicht umsonst theilte auch die Vorsehung die Güter dieses Lebens so ungleich aus; nicht umsonst stellte sie die Reichen mitten unter die Armen. Jeder wohlhabende soll sich berufen fühlen, Wohlthäter seiner dürftigen Brüder zu werden. Er soll sichs zur Ehre anrechnen, daß Gott das Gute, welches er diesen ohne ihn ertheilen konnte, erst durch seine Hände gehen lassen wollte und ihn zum Austheiler seiner Gaben machte. Nicht für sich soll er den Dank hinnehmen, sondern die Dankenden zum Schöpfer weisen. Er soll seine Wohlthätigkeit durch Willigkeit, Geschwindigkeit, Herzlichkeit, zureichendes Maas und Stille so vollkommen zu machen suchen, als möglich; denn Dienstерweisungen, Gefälligkeiten, Wohlthaten sind die schönste Aussaat auf die Ewigkeit und öffnen uns einst, wenn wir darben, d. h. von hinnen scheiden, den Eingang in die Wohnungen der Seligen.

Wohl also dem, der seine Wohlthätigkeit recht weit ausbreiten kann! Dreimahl wohl dem, der

sogar

sogar leihen kann, ohne das Geliehene sich wiedergeben zu lassen! In unsern Zeiten aber, wo wir bürgerlich eingerichtet leben, wo wir festen Sitz, Haus und Hof, Wirthschaft und Familie haben, wo ieder stets darauf denken mus, daß er als ein ehrlicher Mann bestehe und die Seinigen gehörig versorge, müssen wir unsere Wohlthätigkeit gegen Andere so betreiben, daß wir uns nicht durch sie erschöpfen. Es ist nicht nur unmöglich, daß wir iedem geben können, der uns bittet; es ist nicht nur unmöglich, daß wir uns von keinem wegwenden sollten, der uns abborgen will; es ist auch unmöglich, daß wir immer leihen können, ohne dafür zu hoffen. Leben wir an einem Orte, wo ein völlig eingerichtetes öffentliches Armenwesen ist, so können wir den eigentlichen Bettler getrost an dasselbe verweisen, und wir würden sehr unchristlich handeln, wenn wir durch Allmosengeben vor unserer Thür den Zweck des öffentlichen Instituts vereiteln, der Strassenbettelei, der lüderlichsten unter allen Lebensarten, Vorschub thun und die Stadt- und Landstreicher durch doppelte Unterstützung nur übermüthiger machen wollten. Andere Unglückliche und im Stillen leidende aber unter unsern Mitbürgern sollen wir nach unserm Vermögen unterstützen. Da wird es dann wohl keinem von uns einfallen, ei-

gentlich sogenannte Gaben und milde Beiträge iemals wieder zurückzufordern. Mit grösseren Summen aber verhält es sich anders. Sind einige in der glücklichen Lage, sie verschenken zu können, — wohl ihnen! Der hundertste, oft der tausendste, kann aber dergleichen kaum verleihen, vielweniger verschenken. Wer nun das erstere zwar kann, aber das letztere nicht, der handelt christlich genug daran, wenn er ienes thut, und der, dem er leihet, würde sehr unchristlich handeln, wenn er das Geliehene nicht wiedergeben wollte. Ein Vorschus ist auch eine sehr wesentliche Wohlthat und gründet oft, wenn er in gute Hände kommt, das Glück ganzer Familien auf immer. Wenn nun der, welcher den Vorschus thut, ganz oder doch zum Theile von seinem Gelde leben mus; wenn der, welcher den Vorschus empfängt, damit handthiert, Geschäfte treibt und Geld verdient: so bleibt der Vorschusthuer ein guter Christ, wenn er auch sogar Interessen von seinem Kapital nimmt, und der Vorschusempfänger wird ein Unchrist, wenn er sie ihm verweigert. Daß kein Wucher dabei getrieben werden müsse, versteht sich eben so von selbst, als es sich versteht, daß der Kreditor auch auf seine Sicherheit bedacht sein dürfe. Da er ein Mann ist, dem für sich und seine Familie der Verlust des Ka-

pitals, wenn er ihn iemals leiden sollte, zu hart fallen würde: so handelt er vollkommen christlich, wenn er sich eine gültige Handschrift darüber, oder wenn der Schuldner Eigenthum hat, eine gerichtliche Verpfändung desselben geben lässet; denn er mus als Christ die Liebe zu den Seinen erst gehörig ausüben, ehe er die Liebe gegen Fremde ausübt, und beugt durch solche Vorsichtigkeit künftigen möglichen Ableugnungen und andern Streitigkeiten vor, welches ebenfalls eine Christenpflicht ist.

Junge Anfänger in ihrem Beruf und Gewerbe sind allerdings der würdigste Gegenstand solcher Vorschüsse. Wenn sie aber keine andere Sicherheit dafür stellen können, als ihr ehrliches Gesicht und ihrer Hände Arbeit: so kann es nur unsern eigentlichen Reichen zur Pflicht angerechnet werden, ihnen behülflich zu sein; denn diese können allenfalls den eintretenden Verlust des Vorschusses verschmerzen, und es wäre doch möglich, daß auch der ehrlichste und arbeitsamste iunge Anfänger durch böse Konjunkturen so zurückkäme, daß er den Vorschus nie wieder ersetzen könnte. So wenig nun dieser dadurch, daß ihm der Reiche vorschiesst, sein Sklave und Leibeigener wird: so wenig darf er es dem Reichen verdenken, wenn selbiger von Zeit zu Zeit sich

um seinen Gewerbe- und Nahrungszustand bekümmert, die gemachte Anwendung des Vorschusses untersucht und sich Rechnung darüber von ihm ablegen lässet. Es gehört dis nicht nur zu den Gerechtsamen, welche ieder Mensch, auch der reichste, auf das Seinige hat und behält; sondern der Reiche wird auch dadurch in der That für den iungen Anfänger erst zum Wohlthäter ganz. Da iunge Leute oft übereilt und unvorsichtig handeln, zu viel wagen und zu wenig rechnen: so ist eine sanfte und väterliche Aufsicht über sie, wie sie mit dem anvertrauten Gelde umgehen, noch ein grösseres ihnen erzeigtes Gutes, als die Anwendung des Geldes selbst. Man mus nicht blos zur Beförderung und Erreichung eines guten Zwecks Geld herschiessen; man mus auch so viel, als möglich, dazu beitragen, daß der gute Zweck dadurch wirklich befördert und erreicht werde.

Von iedem aber, der nur um sich her borgt, die wüste Lebensart, welcher er sich einmahl ergeben hat, fortsetzen zu können, und der nur auf Betrug ausgeht, darf sich auch der Reichste getrost abwenden, wenn er ihm abborgen will, und bleibt dabei ein rechtschaffener Christ. Leute solcher Art gehen gemeiniglich von dem Grundsatz aus, daß es

keine Sünde sei, einen Reichen anzuführen, und so mus ihnen zur Praxis desselben nicht hülfreiche Hand geleistet werden. Ihnen Kapitalien vorzustrecken heisst weiter nichts, als ihre Zurückkehr zur Vernunft verspäten, und man handelt weit christlicher, wenn man das Geld, welches man, indem man es ihnen liehe, gerade wie zum Fenster hinaus werfen würde, lieber zur Versorgung der Wittwen und Waisen und zu Unterstützung öffentlicher gemeinnütziger Anstalten im Vaterlande anwendet.

Auch bei Austheilung eigentlich sogenannter Wohlthaten, deren Ersatz wir nie begehren, müssen wir in unsern Tagen als Christen mit weiser Güte zu Werke gehen. Eben dadurch, daß wir iezt in wirklich eingerichteten bürgerlichen Verfassungen leben, ist auch ieder Christ, der gesund ist und Lust zu arbeiten hat, im Stande, sich durch seiner Hände Arbeit sein Brod zu verdienen. Im ersten Zeitalter der Kirche war es nicht so. Wenn da einer, der auch noch so wohlhabend gewesen war, durch Annahme des Christenthums um alles das Seinige kam und flüchten muste, was blieb ihm auf der Flucht weiter übrig, als die Brüder unterwegs aufzusuchen und anzusprechen? Welch eine heilige Pflicht war es damals, ieden Ankommenden

ohne Unterschied und ohne weiteres Examen zu unterstützen, sobald er dargethan hatte, daß er ein Christ sei, und den, der um Jesu willen alles hatte verlassen müssen, in Jesu Nahmen zu sättigen, zu kleiden und zu versorgen, so weit die Kräfte nur reichten! Daher der Ausspruch Jesu — was ihr gethan habet den geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan; ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränkt; ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt; ich bin nackend gewesen und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht; ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen." Lauter Beschreibungen, die auf um der Religion willen flüchtende, oder doch verfolgte, verarmte und sonst leidende Christen gehen.

Selbst auch späterhin und zu den Zeiten der Apostel und ihrer Nachfolger, da schon wirkliche christliche Gemeinen bestanden, muste es allerdings in den untern Ständen viel Verlassene geben. Das Verkehr der Christen schränkte sich gröstentheils auf ihre Mitchristen ein; theils, weil die Ungläubigen ohnehin sie verachteten, theils weil ihnen die Gemeinschaft mit selbigen als gefährlich vorgestellt

ward. Wenn es nun zwar auch nichts ungewöhnliches war, daß Christen bei Ungläubigen dienten und sonst für sie arbeiteten: so war doch der Fall gewis häufiger, daß gemeine Christen aus Mangel an Arbeit brodlos waren und dadurch Gegenstände der Wohlthätigkeit ihrer bemittelten Glaubensgenossen wurden. Dennoch währte es nicht lange, daß sich schon vorsätzliche Müssiggänger einschlichen und unter dem Vorwande, als könnten sie keine Arbeit kriegen, von Andern ernährt sein wollten. Paulus legte daher durch die Ermahnung, mit eigenen Händen zu arbeiten und sein eignes Brod zu essen, schon den Grund zum Examen, welches in unsern Tagen nicht blos über die Dürftigkeit, sondern auch über die Würdigkeit der Armen angestellt werden mus.

Alles bis iezt über iene Zeiten gesagte bestätigt sich dadurch vollkommen, daß die ersten Christen alle ihre Habe, deren sie noch mächtig waren, hergaben; daß sie anfangs aus einer gemeinschaftlichen Kasse lebten; daß hernach häufig Kollekten in den blühenden Gemeinden für die Verfolgten, Verarmten und Gefangenen gesammelt wurden; daß die Armenpflege so früh einer der wichtigsten Gegenstände für die Kirche ward u. s. w.

Jetzt, da christlicher Handel und Wandel, christliches Gewerbe und Arbeitswesen so fest stehen, wie die christliche Religion selbst, mus auch die christliche Wohlthätigkeit anders betrieben werden, und das blosse Christsein qualificirt nicht mehr zum Gegenstande derselben, sondern wir müssen unterscheiden zwischen Christen und Christen. Wenn Paulus schon den Satz hinstellte, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen wollen — wie vielmehr müssen wir darauf bestehen! Müssiggang ist nicht nur aller Laster Anfang, daß wir also gar nichts Gutes damit stiften, wenn wir Menschen darin stärken; sondern wie kommen wir Arbeitslustige auch dazu, daß wir für die Arbeitsunlustigen mitarbeiten und sie aus unsern Speise- und Vorraths-kammern sättigen, tränken, kleiden und versorgen sollen? Dennoch giebt es gegenwärtig der Tagediebe und Faulenzer, die vom Staate und von ihren Mitbürgern ernährt sein wollen, ohne Hand und Fus für sie zu regen, in allen Ständen so viele, daß es allmählig des obrigkeitlichen Einsehens bedarf, und ieder gutdenkende Christ mus es sich immer mehr zur Pflicht machen, nicht anders, als im Nothfalle, seine milde Hand zu öffnen, ohne daß die empfangende Hand wenigstens etwas dafür leiste. Eine Arbeit, sie sei so klein, als sie

wolle, dem Dürftigen doppelt und dreifach bezahlen — dis ist unstreitig die allerchristlichste Barmherzigkeit; denn durch sie sorgt man für Leib und Seele des Armen zugleich. Den muthwilligen Faullenzer hungern zu lassen, ist gar keine Sünde; es wäre vielmehr Sünde, ihn zu füttern. Auch ists weder Mord noch Todschlag, ihn, wenn er sonst Lust dazu hat, verhungern zu lassen; man kann aber sicher davor sein, daß er das thun werde. Er wird, sobald er sieht, daß die Gutherzigkeit für ihn ein Ende habe, anfangen zu arbeiten, und so haben wir ein wahrhaftiggutes Werk gestiftet, wenn wir ihn hierzu bewegten.

So hart dis alles klingen mag, so gehört es doch schlechterdings zur Moral unserer Tage. Der Mann, welcher in diesen Augenblicken solches niderschreibt, hat bekanntlich mit dem Armenwesen viel zu thun gehabt und darf dreust sagen, daß er die Armen besser kenne, als Tausende sie kennen mögen. Er hat wahre Achtung für wahre Arme; aber er erklärt auch vor allen Richterstühlen, von dem Richterstuhle des Publikums an bis zum Richterstuhle Gottes, daß der grösseste Theil der Armen nicht nur durch eigne Schuld Arme sind, sondern auch durch eigne Schuld Arme bleiben.

Faulenzen ist die gewöhnliche Quelle hiervon. Man denkt vorzüglich in den Städten viel zu wenig darauf, die Kinder in den untersten Ständen zur Thätigkeit und zu einem arbeitsamen Leben zu erziehen. Arbeiten die Eltern in ihren Häusern, so sind ihnen die Kinder dabei im Wege; arbeiten sie ausser dem Hause, so können sie sie nicht mitnehmen. Andere auf sie Aussicht habende Personen vermögen sie ihnen nicht zu halten; so laufen die Kinder, sich selbst überlassen, vor den Thüren umher, spielen und treiben Unfug, und so findet man in kleinen Städten Hunderte und in grossen Tausende derselben, die im zehenten, zwölften Jahre noch im geringsten nichts von nützlichen Verrichtungen wissen. In der That, nur ein Mittel scheint übrig zu sein, diesem ungeheuren Uebel in der bürgerlichen Verfassung abzuhelfen, und dis bestände darin, daß so, wie iede grosse Stadt, die in Viertel getheilt ist, in iedem Viertel ihren Hirten für ihre Füllen und Kälber, und ihre Gänsefrau hält, die die iungen Gänse hütet, und iede kleine Stadt wenigstens einen solchen Hirten und eine solche Gänsefrau hat, auch so Hirten und Hirtinnen gehalten würden, welche die iungen Menschen hüteten und sie bei gutem Wetter im Freien zum Strickstumpf und bei schlechtem in den Scheuren oder auf den Böden und

Sälen zum Spinnrocken, Wollrade u. s. w. anhielten. So käme doch Thätigkeit bei guter Zeit in die Seelen der Kinder; sie lernten früh ihre Aufmerksamkeit auf gewisse und zwar nützliche Gegenstände heften; die Arbeitslust erwüchse mit ihnen zugleich und die Moralität der Menschheit würde überdis noch unaussprechlich dabei gewinnen.

Jetzt aber, wenn die Kinder bei dem müssigsten Umherlaufen die Hälfte ihrer Jugend zubringen, woher sollen sie dann in der zweiten Hälfte der Jugend gleich Sitzefleisch und lebenslang Arbeitstrieb erhalten? Ein Theil von ihnen geht dann aufs Handwerk; ein anderer Theil ergreift den Taglöhnerstand; noch ein anderer bleibt beim Umherlaufen und wendet sich zum Betteln auf immer. Der muthwillige Bube, welcher in die Lehre gebracht wird, thut dem Meister nicht gut und läuft davon, oder er lernt nichts rechts und kann die Zeit kaum erwarten, wo er als Gesell wieder in der Welt umherlaufen darf, wie er als Kind auf der Gasse umherlief. Das thut er dann als privilegirter Landstreicher, kommt endlich völliglüderlich geworden nach Hause und besetzt sich. Gelernt hat er nichts, und das Handwerk will nicht gehen; so gibt er es auf und fängt an Stärke, Grütze und Graupen

auszumachen, mit Butter und Käse, mit Speck und Wurst oder mit Brandtewein zu handeln und freut sich dabei seiner faulen Tage. Ebenso auch der Taglöhner. Zum Umherlaufen erzogen wird er der Arbeit auf Taglohn bald überdrüssig, pachtet Obst, hausirt damit durch Stadt und Land umher und glaubt es nun zu haben, wie er sichs wünschte. Der zum Viktualienhändler gewordene Handwerker aber handelt sich bald ein, und der zum Obstpächter gewordene Taglöhner pachtet sich bald aus und nun liegen beide mit Weib und Kindern ihren Mitbürgern unaufhörlich auf dem Halse. Wer sich nur einigermaßen in den sogenannten mittlern und kleinen Städten umsiehet, der findet, daß die Sucht, sich nur durch ein halbarbeitsames Leben zu nähren, im Bürgerstande immer mehr einreisse. Alles, alles will fast vom Handel leben und immer ein Haus ums andre trift man vor dem Fenster eine Branntweinskanne oder in der Thür einen Obstkorb an. Das gemächliche Leben dabei auf eine Zeitlang reitzt immer mehrere, und so lobenswerth die Vermehrung der Fruchtalleen und anderer grossen Obstanlagen in neuern Zeiten auch sein mag, so hat sie doch die Zahl der Müssiggänger auch sehr beträchtlich vermehrt. Dem Kartoffelbau aber haben wir es vermuthlich zu

danken, daß das immer mehr ins Ungeheure gehende Branntweinbrennen noch keine Hungersnoth hervorgebracht hat; dahingegen es das nicht weniger beträchtliche Uebel schon wirklich stiftet, daß es die Hälfte der Nation in ein frühes Grab stürzt.

Zum Faulenzen kommt hernach noch das Prassen und Schwelgen. Man weis das, was man hat, nicht zu Rathe zu halten; man überhebt sich über seinen Stand. Der Taglöhner will oft leben, wie der Handwerksmann, der Handwerksmann, wie der Kaufmann, der Kaufmann, wie der Edelmann. Zehen Arme, die durch schlechte Haushaltung, Luxus und alberne Proiekte arm wurden, stehen immer gegen einen da, den wirklich das Schicksal arm machte. Man kann erst nicht mit seinem Eigenthum ordentlich wirthschaften, und hernach sogar mit Wohlthaten und Allmosen nicht einmahl.

In einer solchen Lage der Dinge dürfen und müssen wir also iezt zwischen Armen und Armen wohl unterscheiden; damit wir uns nicht ausser Stand setzen, die würdigern Armen gehörig zu unterstützen. Unsere erste Frage mus sein —

wardst du durch deine Schuld arm? Unsere zweite — bleibst du durch deine Schuld arm? Wenn wir dann den, welcher offenbar durch Faulenzen und Prassen verarmte, demienigen nachsetzen, den das Schicksal arm machte; wenn wir ienen auf den Fall, daß wir uns seiner erbarmen, zugleich mit Ernst und Nachdruck zu einem arbeitsamen und ordentlichen Leben ermahnen; wenn wir von dem, der bei aller Kraft dazu noch nicht arbeiten und noch nicht ordentlich leben will, uns gänzlich wegwenden: so handeln wir durch dis alles wahrhaftigchristlich. Ueberall aber ist es nöthig, daß wir nicht blos geben, sondern auch dazu sprechen und allenthalben, selbst bei Wittwen und Waisen, auf eine rechtschaffene Anwendung unserer Wohlthaten dringen. Diese, nebst Greisen, Gebrechlichen und Kranken sollen vorzüglich die Gegenstände unserer Barmherzigkeit sein. Gesellen sich zu ihnen noch die durchs Schicksal Verunglückten und die Eltern in den untersten Ständen, welche, wie so oft der Fall ist, eine grosse Anzahl von Kindern haben, die sie bei aller ihrer Arbeitsamkeit und guten Haushaltung schlechterdings nicht ernähren können: so hat unsere christliche Mildthätigkeit vollauf und genug zu thun und wir werden alsdann für fortdauernde

Tagediebe und Prasser, für die ohnehin nie etwas übrig sein soll, auch in der That nichts übrig haben.

Wenn aber die Apostel zu ihren Zeiten darauf drangen, daß die Christen allermeist den Glaubensgenossen, oder ihren Mitchristen Gutes thun und diese allen andern vorziehen sollten; so dürfte in unsern Tagen wohl der umgekehrte Fall eintreten, und zwar aus demselben Grunde. Damals waren die Christen die kleine Heerde und musten sich also mit ihren Wohlthaten ganz auf einander einschränken; weil der arme nothleidende Christ wohl an zehen, zwanzig Juden- und Heidenhausthüren klopfen mochte, ehe eine sich ihm öfnete. Jetzt sind sie die grosse Heerde; iezt spricht mancher nothleidende Jude hundert Christen an, ehe einer sich über ihn erbarmt, und so ist es iezt Pflicht, allermeist dem Glaubensnichtgenossen Gutes zu thun, weil dieser am manchen Orte noch keinen einzigen Erbarmer, der Glaubensgenosse aber allenthalben Erbarmer in Menge findet. Es ist ausgemachte Wahrheit, daß die Juden unter uns noch iezt mehr Gutes an armen Christen thun, als die Christen an armen Juden; und wer kennet nicht die abscheu-

liche Sprache, mit welcher sich noch immer der niedrige und vornehme Christenpöbel von dem leidenden Juden wegwendet — es ist ia doch nur — ein Jude!? Wie äusserstnöthig ist es daher, daß der Vortrag der christlichen Moral auch vorzüglich auf dieser Seite berichtiget werde, und daß die Religionslehrer besonders das Evangelium vom barmherzigen Samariter dazu benutzen mögen!

X.

Demuth.

Es mag die Rede von der Demuth gegen Gott, oder von der Demuth gegen Menschen sein, so müssen wir bei den Belehrungen des Urchristenthums darüber immer die Leute vor Augen haben, welchen sie gegeben wurden.

Wenn der erhabenste Menschenlehrer die Erzählung vom Pharisäer und Zöllner vortrug und sie mit der Moral schlos — wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden: so hatte er Menschen vor sich, denen alle wahre Tugend fremd war, die für Meister in der Heuchelei gelten konnten, und die durch Bigotterie, Andächtelei und strenge Befolgung unzählicher cerimoniöser Menschensatzungen ihre moralische Blösse zu bedecken suchten. Wer schaudert nicht vor dem Bilde zurück, welches

Jesus von den Pharisäern seiner Zeit, und zwar nicht hinter ihrem Rücken, sondern mitten unter ihnen selbst entwarf? Wie konnte er also Leuten, denen er allen moralischen Werth absprach, das geringste Gefühl ihres moralischen Werths verstatten? — Ebenso waren auch die Zöllner eine höchst unmoralische Menschenrace. Sie waren Sünder im eigentlichen Verstande und sprachen *also* nichts, als Wahrheit, wenn sie sich im Tempel und ausser dem Tempel unter Schlägen vor die Stirn und vor die Brust vor Gott und allen Menschen öffentlich und feierlich für Sünder bekannten.

Wenn ferner der grosse Menschenlehrer einst auf ein Kind, das er anrief, mit den Worten hinwies — wer sich selbst erniedrigt, wie dis Kind, der ist der grösseste im Himmelreich: so hatte er zwar seine Jünger vor sich; aber was waren auch diese zu selbiger Zeit noch für Leute! Hingen sie nicht alle noch an ihren alten jüdischen Vorurtheilen? Klebten sie nicht vorzüglich an der pharisäischen Idee vom tausendjährigen Reiche des Messias, und liessen sie wohl den geringsten reinern Begrif von dem grossen Zwecke Jesu in ihren Seelen aufkommen? Die Gelegenheit selbst,

bei welcher sie die angeführte Weisung bekamen, beweiset dis alles ia zur Genüge, und wie oft hat nicht Jesus auch ausserdem darüber geklagt! Warlich, ihnen sowohl, wie allen seinen Zeitgenossen, muste es Jesus zur ersten Pflicht machen, sich wieder bis zum Kinde herab zu erniedrigen, d. h. zu thun, als gingen sie nun erst in die Schule, alles bei den Lehrern ihrer Nation gelernte zu vergessen und sich in Absicht auf seinen Unterricht ganz wie ein von Vorurtheilen noch uneingenommenes und lehrbegieriges Kind zu verhalten; denn sonst war alles umsonst. Judenthum und Christenthum sind nehmlich zu himmelweit von einander verschieden, als daß sich beide vereinigen liessen. Wer z. E. an Cerimonien noch hangt, wie schickt er sich zur Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit? Wer sich noch vor der Gewalt böser Geister fürchtet, wie kann er an Gottes Alleinregierung und Providenz glauben? Wer noch eine Nationalgottheit verehrt, wie kann er einen Gott und Vater aller Menschen zugleich verehren? Ein Jude also muste schlechterdings sich zum Kinde wieder ernidrigen, wenn er ins Himmelreich kommen wollte; er muste seinen ganzen empfangenen alten Religionsunterricht der Vergessenheit übergeben, wenn er der allergrösseste im Himmelreich,

d. h. ein völlig aufgeklärter Christ werden wollte.

Wenn ferner Jesus einst sogar zu seinen Jüngern sprach — wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, dann sprechet, wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren: so mus man wieder bedenken, daß diese Männer gewis gröstentheils damals wirklich durch Jesum ihren ganzen Unterhalt hatten. Habt ihr ie, fragte er auf die lezt, irgendworan bei mir Mangel gehabt? und ihre Antwort war: Herr, nie irgend einen! Mit Recht konnte er sie also mit Hausgenossen und Knechten vergleichen, die der Hausherr ganz ernährt und die dann auch dafür ihre Arbeit thun müssen, ohne noch etwas übriges zu begehren. Auch mus man bedenken, daß die Jünger damals noch gar nicht den eigenen innern Trieb zum Guten hatten, welchen sie hernach in so bewundernswürdiger Grösse der Welt gezeigt haben. Sie thaten immer nur noch blos, was ihnen von Jesu befohlen ward, und fragten am Ende doch wohl noch — Herr, was wird uns dafür? So konnte und muste ihnen Jesus ins Gesicht sagen, daß es mit ihnen noch gar nicht sonderlich stehe, und daß sie, so lange nicht

eigener und freiwilliger Trieb in ihrem Amte da wäre, sondern sie nur immer auf seinen Befehl erst warteten, und dann allenfals geradehin so thäten, was er ihnen beföhle, auch nicht mehr werth wären, als Knechte, welche als Knechte arbeiteten, was man ihnen aufgäbe.

Ebenso nun auch, wenn Jesus den Ausspruch that — wer unter euch will gros werden, der soll euer Diener sein, und wer unter euch will der vornehmste werden, der soll euer Knecht sein: so war dis wohl nur zu Männern gesagt, die sich mit Ausbreitung des Christenthums befassten. Der Nachsatz, in welchem Jesus sein eigenes Beispiel hinstellt, daß auch Er gekommen sei, zu dienen und in diesem Dienste für das Heil so vieler Seelen sogar sein Leben aufzuopfern, setzt dis ausser allen Zweifel. Die Ausbreitung des Christenthums war noch mehr mit Aufopferungen aller Art verbunden, als die blosse Annahme des Christenthums. Je mehr nun ein Lehrer mit Ausbreitung desselben sich befasste, desto höher stieg er im Range, desto vornehmer ward er. In der Masse aber, ie mehr er sich damit befasste, ward auch sein Dienst lastender und er selbst mehrern und wichtigern Aufopferungen ausgesetzt. Mithin war es buchstäblich wahr, daß

der, welcher gros werden wollte, Anderer Diener, und wer sehr gros werden wollte, Anderer Knecht werden muste. Die obersten Ehrenstellen im Reiche Jesu bestanden in der gemeinnützigsten und mit den höchsten Aufopferungen verbundenen Thätigkeit für das Wohl der Menschheit durch Ausbreitung des Christenthums.

Noch auffallender aber betraf iene Aeuserung Jesu — Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe: so sollt ihr auch euch untereinander die Füße waschen; ein Beispiel habe ich euch gegeben, auf daß ihr thut, wie ich euch gethan habe — nur die ersten christlichen Lehrer, oder wenn man weiter gehen will, doch nur die ersten Christen ohne Unterschied. Unter Männern, die sich gemeinschaftlich einem so ehrenvollen und gemeinnützigen Geschäfte, als die Ausbreitung des Christenthums war, widmeten, durfte und muste nie ein Rangstreit eintreten, weil sie hierdurch der guten Sache des Christenthums selbst nicht nur Eintrag gethan, sondern auch auf ihren eigenen Karakter ein nachtheiliges Licht verbreitet haben würden. Selbst derienige unter ihnen, welchem ein grösserer Amtssegen zu Theile ward und der mehr Proseliten machte, muste sich deshalb über die An-

dern nicht erheben; weil dis doch auch nur von der ganzen Lage abhieng, in welche ihn die Providenz vor den übrigen versetzte. Wie konnten sie aber, wenn sie zusammen kamen, einander deutlich darthun, daß unter ihnen keine Vorgangssucht und kein unedler Ehrgeitz herrsche, als wenn sie einander wirklich die Dienste verrichteten, welche sonst die Aufwärter im Hause zu verrichten pflegten? — Ebenso war es auch sehr nothwendig, daß die ersten Christen überhaupt allen Unterschied ihres Standes und ihrer übrigen äußerlichen Lagen auf die Seite setzten. Ihr allgemeiner Stand war der Stand der Gläubigen an Jesum; ihre allgemeine ganze übrige Situation war die Situation der Gedrückten und Verfolgten. So musten sie hierüber alles andere vergessen und von keinem äuserlichen Unterscheidungszeichen und Unterscheidungshandlungen im geselschaftlichen Leben etwas wissen, sondern ieder, wer zuerst bei der Hand war, dem andern leisten, wessen er nach damahliger Lebens- und Landesart bedurfte. Wenn also der Reiche dem Armen, der Herr seinem Knechte die Füsse wusch: so that er auf iedem Fall, was das Bedürfnis des damahligen Zeitalters der christlichen Kirche erforderte. — —

Es ist unmöglich, daß dergleichen Belehrungen des Urchristenthums über die Demuth noch so geradehin Belehrungen für uns sein können. In dieser Hinsicht wird es wichtig, sie noch einmahl von oben herunter durchzugehen.

Welcher wahrhaftigrechtschaffene Christ wird sich mit ienen Heuchlern, den Pharisäern, und mit ienen öffentlich für Sünder bekannten Zöllnern vergleichen lassen? Wenn er nun keins von beiden ist, warum soll er Gott nicht für seine Tugend danken; — warum soll er an seine Brust schlagen und seufzen, Gott, sei mir Sünder gnädig? Er ist ia kein Sünder; warum soll er sich dazu machen? Die Demuth kann nur mit sich bringen, daß man sich nicht für mehr ausgebe, als man ist, aber nicht — für weniger. Jesus selbst hat gelehrt, daß es Gerechte gebe, die der Busse nicht bedürfen; wer kann nun wohl mehr auf dieses Prädikat Anspruch machen, als der wahre Christ? Wenn seine Tugend auch noch immer höhern Wachsthums fähig ist, so ist er doch kein Sünder mehr. Wer in Jesu bleibet, sagt Johannes, der sündiget nicht. Das heisst nicht nur, wer ein wahrer Christ sein will, der mus nicht mehr sündigen, sondern auch, wer

nun ein wahrer Christ ist, der ist kein Sünder mehr; denn, fährt Johannes fort, wer recht thut, der ist gerecht. Es ist nichts verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind; warum soll nun ein Mensch, der in Christo Jesu ist, der rechtschaffene Christ, sich für verdammlich erklären? Der wahrhaftige Gott kann hieran eben so wenig Gefallen haben, als wenn sich ein Sünder für gerecht erklärt. Und daß Gott dadurch verherrlichet werde, wenn alle Menschen es für ihre Schuldigkeit hielten, sich Sünder zu nennen, kann schon deshalb nicht sein, weil er sie durch Jesum gerecht machen wollen, und so verdient jeder, der jetzt noch hintritt und seufzt, Gott sei mir Sünder gnädig, von Gott die Antwort — du Sünder, wann wirst du denn endlich durch Jesum gerecht werden? Gerecht wird aber jeder durch Jesum, sobald er Jesu Lehre befolgt und nach ihr recht thut. Es ist also gar nicht einzusehen, warum ein wahrhaftigguter Christ noch, wie der Zöllner, seufzen solle, und diejenigen, welche hierauf bestehen und ihm voran so seufzen, werden oft aus Zöllnern Pharisäer und verbergen unter der geistlichen Selbsterniedrigung den ärgsten geistlichen Stolz, oder werden Oberste unter den Zöllnern, die mit dergleichen Bus-

seufzern ihre wirklich begangenen Sünden abzuthun gedenken und sie dann nach, wie vor, fortsetzen.

Nein, der wahrhaftige Christ fühle seinen moralischen Werth und segne sich für seine Tugend. Er freue sich derselben, so oft er ihren Lohn geniesst; er freue sich ihrer und tröste sich mit ihr in unverdienten Leiden; er freue sich ihrer und labe sich noch an ihr beim letzten Rückblick, den er auf sein geführtes Leben thut. Dis ist eben der wahre Lohn der Tugend, welchen er vor dem Sünder voraus hat. Er freue sich seiner Rechtschaffenheit sogar im Gebet; denn sie ists, welche ihm mit Vertrauen beten lässet. Er danke herzlich Gott für sie. Dieser Dank ist ihm sogar Pflicht. Soll er Gott für iede gute Gabe danken, wie vielmehr für den heiligen Geist, für wahrhaftiggute Gesinnungen! Seine Freude an sich selbst wird ihn reitzen, noch höhere Tugend zu erlangen, und sein Dank dafür gegen Gott wird ihn im Bestreben darnach stärken.

Auch für einen unnützen Knecht braucht sich der wahre Christ nicht mehr zu halten. Allerdings gibt es noch solche unnütze Knechte in Men-

ge; aber der wahre Christ gehört nur nicht darunter. Ein unnützer, oder wie vielmehr übersetzt werden mus, ein unwürdiger Knecht — denn wie kann man einen Menschen unnütz nennen, der am Ende doch, er thue es nun gern oder ungern, etwas nützliches verrichtet? — ist ein solcher, der nichts weiter thut, als was er zur höchsten Noth thun mus. Der wahre Christ ist aber ganz das Gegentheil hiervon. Er thut, was ihm befohlen ist, aber nicht darum, weil es ihm befohlen ist, sondern — er befiehlt es sich selbst. Aus innerem freien Triebe erfüllt er alle seine wirklichen Pflichten, und so erfüllt er sie mit Eifer und ganz. Er thut aber auch nicht blos das, was ihm befohlen ist, sondern er befiehlt sich selbst noch weit mehr. Er leistet nicht nur iede Pflicht, in deren Nichtleistungsfalle er Amts- Berufs- und Standes- oder anderer Verhältnisse wegen verklagt oder gestraft werden könnte; er thut auch ausserdem noch iedes Gute, wozu er Kräfte hat, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Er thut auch dis aus innerem Antriebe, aus reiner Liebe zum Guten und verlangt weiter keinen Lohn dafür, als den ihm sein eignes Herz reicht. Und so ist er kein unwürdiger Knecht, sondern ein würdiges Kind und edler

Nachahmer Gottes, ein Mensch, der vom gerechten obersten Vergelter Lohn erwarten darf, der die Ansprüche hierauf in iene Welt mit hinüber nimmt und dem dorthin seine Werke nachfolgen.

Wie nun die Demuth eines wahrhaftigguten Christen gegen Gott nicht darin besteht, daß er sich für einen Sünder, oder doch für einen unnützen Knecht halte, sondern darin, daß er nur noch immer vollkommener und nützlicher zu werden sich bestrebe: so besteht auch die Demuth eines wahrhaftig aufgeklärten Christen gegen Gott nicht darin, daß er sich wieder zum Kinde erniedrige, sondern daß er immer mehr Mann in seinen Einsichten zu werden suche. Er ist ia nicht im Judenthum erzogen worden, daß er nun dasselbe in einer christlichen Schule erst wieder zu vergessen suchen sollte. Oder ist er etwa nach einem mit unfruchtbaren Terminologieen und unerwiesenen Dogmen angefüllten Katechismus ehemals in der Schule unterrichtet worden? Nun, so wäre es ihm, da er sich hernach selbst eines bessern belehrt und aufgeklärt hat, doch warlich nicht zu rathen, sich wieder zum Kinde zu erniedrigen und noch einmahl in iene Schule zurückzukehren. Er

gehe ihr vielmehr wohlbedächtig vorüber, bedaure die gegenwärtigen Kinder in ihr, schlage, so oft er vorüber geht, ein Kreutz vor ihr und seufze — ach wenn doch unser lieber Herr Jesus Christus erst in deine Klassen einkehrte und Athanasius und Augustinus und Konsorten aus selbigen herausgewiesen wären!!! Ist aber der aufgeklärte Christ schon als Kind und in seiner Schule aufgeklärt worden, wozu soll er sich noch einmal erniedrigen zum Kinde? Man mus endlich einmahl mit den ersten Wahrheiten und Dogmen fertig sein und sein Leben hernach in ihrer Anwendung zubringen. Wenn wir ewig und immer den an sich festen Grund wieder aufreissen und von neuem legen, wann werden wir das Haus darauf bauen? Der wahrhaftigaufgeklärte Christ erniedrige sich also nicht wieder zum Kinde; er danke Gott für seine erlangten guten Einsichten, freue sich derselben, schätze sich vor tausend andern, die noch im Schlamm der kirchlichen Sisteme stecken, glücklich und strebe immer mehr nach der **höchsten** Einsicht, d. h. nach der Ueberzeugung, daß praktisches Christenthum das wahre Christenthum, und daß immer thätige Menschenliebe der reine und unbefleckte Gottesdienst vor Gott dem Vater, oder die Religion der Vollkommenen sei.

Braucht der Christ seinen Werth nicht vor Gott zu verleugnen, so braucht er ihn noch weniger vor Menschen zu verleugnen. Hier ist nicht von Prahlerei mit seinen Handlungen und Kenntnissen die Rede; — dem wahren Weisen und Guten ist dergleichen überhaupt nicht eigen — sondern davon ist die Rede, daß ein wahrhaftigguter und wahrhaftigaufgeklärter Christ Taugenichtse und Ignoranten seinen Werth fühlen lassen und ihn gegen sie behaupten darf. Er darf seine Verdienste, wenn sie verkannt werden, aus einander setzen, seine geleisteten Segenstiftungen, wenn sie vergessen werden, wieder ins Andenken bringen, Undank rügen, Lohn fordern und diesen, wenn ein kecker Bösewicht ihm solchen aus den Händen winden will, festhalten. Ebenso darf er auch, wenn er das seinige gelernt hat, seinen Mann stehen, seine richtige Meinung gegen Schwätzer vertheidigen, die Unwissenheit des so frech- als vornehmgebornen Idioten aufdecken und dem Narren ins Gesicht sagen, daß er ein Narr sei. Ja, er darf, wenn er sichs in der Welt sauer werden lies, wenn Gott seinen Fleis segnete und er diesen Segen zu Rathe hielt, seinen Wohlstand mit sichtbarer Selbstzufriedenheit geniessen, Müssiggängern und Prassern, welche ihn beneiden und verleumden, begreiflich machen, daß

sein Vermögen wirklich sein sei, und frei und laut gegen Faulheit und Verschwendung seiner Mitbürger eifern.

Aeusserstwichtig wird auch noch die Betrachtung, daß wir iezt, da wir nicht blos gläubige, sondern auch bürgerliche Gesellschaften ausmachen, alle in gewissen Aemtern, Ständen, und Berufen leben, die bald höher bald niedriger sind und die in der Masse, in welcher sie dis sind, auch bald mehr, bald weniger äuserliches Ansehen mit sich führen. Hieraus folgt nothwendig, daß ieder Christ auch iezt auf sein Ansehen halten dürfe und halten müsse. Ohnedis würde aller wohlthätige Endzweck der Verschidenheit der Stände und der gesammten bürgerlichen Verfassung verlohren gehen; es würde scheinen, als wenn ein Unding, dergleichen doch nicht entstehen kann, entstehen sollte, nehmlich — Gleichheit bei Ungleichheit, und Niemand würde im Stande sein, auf der Stelle, welche er im Staate bekleidet, so viel Gutes zu leisten, als er leisten soll. Der Christ darf also seinen bürgerlichen Rang behaupten und allenthalben den Platz einnehmen, welcher ihm gebührt. Er braucht sich ebensowenig zu Verrichtungen herzugeben, die unter seinem Stande und wozu

Andere da sind, als er Lebenshandlungen begehen soll, die seinen Stand entehren würden. Nothfälle werden freilich auf alle ewige Zeiten des Christenthums hierbei eine Ausnahme machen. Der Herr ist ein Unmensch, welcher seinen Knecht, der mit ihm über Feld reutet, vom Pferde stürzen siehet und ihn liegen lässet und ihm nicht auf der Stelle alle die Hülfe und Handreichung selbst leistet, welche er in gleichem Falle von ihm erwarten würde, und ihn nicht zu Hause noch bis zu seiner Genesung wartet und pflegt. Der Fürst ist ein Barbar, welcher seinem Kammerdiener, der ihn eben ankleidet, ganz allein bei ihm ist und vom Schlage gerührt neben ihm niedersinkt, nicht auf der Stelle so viel, als nöthig ist, selbst die Kleidung lüftet und ihn selbst auf sein Sofa bringt. Wenn der Fürst aber immer seinen Kammerdiener auskleiden, wenn der Herr immer seinen Knecht aufwarten sollte: so wäre der Fürst nicht Fürst, sondern der Kammerdiener, und der Herr nicht Herr, sondern der Knecht, und so entstände völlig die verkehrte Welt. Selbst in Nothfällen kann, wenn mehrere Menschen da sind, das was iemand durch einen Andern thut, hat er selbst gethan, ganz christlich angewendet werden, sobald wir nehmlich den Retter oder Helfer für seine Mühe und Gefar

kar dabei gehörig belohnen. Im gewöhnlichen Leben aber soll ieder Christ das Seine thun und die nidrigern Verrichtungen bleiben den nidrigern Ständen überlassen, wie die höheren Stände die ihrigen haben. Ordnung ist die Seele des bürgerlichen Lebens und auf Anstand der Obern beruhet all der wohlthätige Einflus, welchen sie auf die Geselschaft haben sollen. So, wie es ein Dienstbote gewis ewig nicht vergisst, wenn sein Herr in Nothfällen ihn bedient und seine Geschäfte verrichtet hat: ebenso verliehrt er auch gewis alle Achtung für ihn, wenn er ihn ohne Noth und oft Geschäfte thun sieht, welche sich nicht für ihn schicken.

Das Fuswaschen gehört ohnehin im Occident nicht in der Masse unter die menschlichen Bedürfnisse, wie im Orient. Das Gebot Jesu — wie ich, euer Herr und Meister, euch die Füsse gewaschen habe, so sollt ihr euch unter einander die Füsse waschen — gehört also unter die frapantesten Beweise, daß die Moral des Urchristenthums allerdings auch solche Vorschriften enthalte, welche blos lokal und temporell waren. Feierliche Fuswaschungen, welche in unsern Tagen Vornehmere an Geringern verrichten, sind vollends nicht sowohl wahre, als vielmehr affektirte christliche Demuth. Glei-

chergestalt würde man es auch nach unsern gegenwärtigen Sitten nicht sowohl für Demuth, als vielmehr für wirklichen Stolz halten, wenn Jemand, der in einer grossen Geselschaft offenbar der Vornehmste ist, sorgfältig den untersten Platz in ihr einnähme. Man würde glauben, daß er darin etwas suchte; man würde es kaum wagen, zu ihm zu sprechen — Freund, rücke hinauf, weil es sein könnte, daß er die Mode aufbringen wollte, die Sitze statt von der Rechten zur Linken, von nun an von der Linken zur Rechten zu berechnen. — Die wahre christliche Demuth für alle Zeitalter ist und bleibt diese, daß wir uns nicht mehr Werth einbilden, als wir haben, und iedem andern so viel Werth zugestehen, als er wirklich hat; daß wir unsern eigenen und unserer Brüder Werth sonder Falsch fühlen und uns im ganzen bürgerlichen und geselschaftlichen Leben darnach zu benehmen wissen.

XI.

Glaube an Gebetskraft.

Jesus empfohl seinen Gläubigen das Gebet über Alles und ging ihnen im Eifer darin mit seinem eigenen Beispiele vor. Zwar fand er es schon unter seiner Nation, aber — zu mechanisch, d. h. an Oerter, Zeiten und Formulare gebunden. So stiftete er die grosse Reform, daß er die Bestimmung des Orts und der Zeit des Gebets der Willkür und dem Bedürfnis eines ieden überlies und — aus dem Herzen beten lehrte. Auch verwandelte er das Gebet aus einem Hofedienst, den man dem Jehova leisten muste, in einen Liebesdienst, den der Mensch sich selbst leistet, und führte eine kindlichere und herzlichere Sprache dabei ein. Noch auf diesen Tag und zu immerwährenden Zeiten müssen seine Aufforderungen zum Gebet den Christen heilig sein; nur in den Erwartungen von Kraft und Segen des Gebets mus iezt eine weise Moderation Statt finden.

Erhaben und muthbeseelend war die Verheissung — warlich, warlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Nahmen, so wird er es euch geben. Wer siehet aber nicht auf der Stelle ein, daß nur die Apostel, die auch wirklich nur dabei gegenwärtig waren, und allenfals ihre nächsten Nachfolger im Amte, sich selbige zueignen sollten? Sie waren es, an die Jesus bei seinem Tode das Lehramt abgab, und die es nun an seiner Statt betrieben. War nun das Christenthum das höchste Werk der Providenz: so konnte ihnen Jesus mit Recht die Versicherung geben, daß ihnen alles das, was sie sich, als zur Ausbreitung des Christenthums nöthig und beförderlich, von Gott erflehen würden, auch gewis zu Theile werden werde. Der Zusatz — bisher habt ihr noch nichts an meiner Statt gebeten, oder, bis jetzt betrieb ich noch das Lehramt selbst und erflehte selbst alles dazu erspriesliche; nun soll auf eurem Amtsgebete aller der Amtssegen ruhen, der auf dem meinigen ruhete — macht vollends alles klar. Es scheint sonach auch allerdings, als hätte die uneingeschränkt klingende Gebetserhörung der Apostel sich doch nur auf solche Gegenstände eingeschränkt, die die eigentliche Führung

ihres Amts und die Ausbreitung des Christenthums betrafen.

Die noch stärkere Stelle — — Warlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wirds ihm geschehen, was er sagt. Darum wisset — alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihrs empfangen werdet, so wirds euch werden — — gehört ebenfals nach dem ganzen Zusammenhange blos für die Apostel. Zwar hat auch keiner von diesen hernach, als sie in der That die höchste Stufe des Glaubens erstiegen, iemals einen Versuch gemacht, durch sein blosses Wort einen Berg ins Meer zu versetzen — Jesus selbst hat diesen Versuch nicht gemacht; Muhamed wollte einen ähnlichen machen, der aber mislang — daß man also bald einsiehet, Jesus habe blos unter einem überaus starken Bilde seinen Aposteln den hohen Beistand Gottes, dessen sie sich in ihrem Amte zu getrösten haben sollten, versinnlichen wollen; allein Männer, die ein in seiner Art so einziges und so ausserordentliches Geschäft zu betreiben bestimmt waren, und daher auch oft ausserordentliche Wün-

sche hatten, musten auch den Trost der Erhörung ihrer ausserordentlichen Wünsche erhalten.

Wenn Jesus ausrief — Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Wer da bittet, der nimmt; wer da suchet, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgethan u. s. w. — so lässet Lukas abermals nur seine Jünger zu selbiger Zeit bei ihm sein; Matthäus aber verwebt diesen Zuruf in iene Bergrede, die ein grosser vermischter Haufe von Menschen angehört haben soll. Sei, wie ihm sei, so müssen wir nie vergessen, daß auch ieder Zeitgenosse Jesu ohne Unterschied, der durch seinen Unterricht sein Gläubiger ward, dadurch in ausserordentliche Lagen gerieth, in welchen ihm von der Providenz auch etwas mehr als gewöhnliches widerfahren muste.

Die Briefe der Apostel sind voll von ähnlichen Aeusserungen über die Kraft des Gebets. Eine einzige derselben möge hier Platz finden. Jakobus schrieb — „Ist iemand krank, der rufe die Aeltesten von der Gemeine zu sich und lasse sie über sich beten. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten.

Betet also für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es eifrig geschiehet. Elias war ein Mensch, wie wir, und gleichwohl war er im Stande, durch sein Gebet es dahin zu bringen, daß es viertehalb Jahre lang nicht regnete; auch hernach wieder Gott zu bewegen, daß er dem Lande den entzogenen Regen und Fruchtbarkeit wiedergab." — Im Vorbeigehen ist hier nur zu bemerken, daß Jesus selbst der langen Dürre, welche zu Elias Zeiten gewesen, zwar auch gedenkt, nichts aber davon erwähnt, daß Elias sie durch sein Gebet bewirkt habe, und noch weniger solch ein Gebet billigt.

Ausser dieser Gebetskraft, vermöge welcher geschiehet, was gebeten wird, und solches darum geschiehet, weil es gebeten wird, gibt es aber auch noch eine andere, die Jesus auf folgende Art ausdrückte — „Wachet und betet, daß ihr nicht untreu und schlecht gegen mich werdet. So gut und fest eure Gesinnungen gegen mich sein mögen, so leicht kann die Wahrnehmung meiner Leiden und die natürliche Furcht vor ähnlichen sie wankend machen. Seid wacker allezeit und betet u. s. w. Dis ist die moralische Kraft des Gebets; über sie haben auch alle Apostel herrlich gesprochen, und sie

ist es, derentwegen auch die Christen zu unsern und zu allen Zeiten das Gebet lieben und es sich selbst zur Pflicht machen sollen.

Das Gebet bewirkt gute Gesinnungen und befestigt darin; es gibt dem Leidenden Muth und Leidenskraft; dis alles kann man psichologisch erweisen. — Wenn wir beten, so wenden wir uns an Gott und sind uns dessen deutlich bewust, daß wir dis thun. Unsere Fantasie kommt dazu und es ist uns, als näherten wir uns sogar Gott. Hierdurch wird das Gefühl der Ehrfurcht für Gott lebhaft in uns rege. Dieses sammelt unsere Seele aus allen Zerstreuungen und versetzt sie in den Zustand hoher Aufmerksamkeit, d. h. der Andacht. In diesem Zustande denken wir den Gedanken, den wir denken, allein und also ganz. Indem wir ihn ganz denken, kann er auch ganz auf uns wirken und wir empfinden alle die Kraft, welche er für unser Herz hat. Ist er nun ein Ermahnungsgedanke, so ermahnt er uns ganz; ist er ein Trostgedanke, so tröstet er uns ganz. So geht es also sehr natürlich zu, daß das Gebet uns bessert und beruhigt; aber auf die Andacht kommt freilich dabei alles an, und darum ward diese auch von ieher als die Seele des Gebets betrachtet. Die Andacht

vorausgesetzt, kann ieder, so oft er will, die Erfahrung an sich selbst machen, daß ieder gute und grosse Gedanke, den er, wenn er ihn blos betrachtend denkt, nicht stark genug finden kann, auf der Stelle stärker für ihn werde, so bald er ihn betend denkt und recht in seine Seele hinein betet. Auch auf Andere können wir mit dieser wesentlichen Gebetskraft dieselbe Wirkung hervorbringen, und dis sei ein Wink für Männer, welchen die Besserung und Beruhigung der Menschen von Amtswegen obliegt. Mit innigster Freude und Dankbarkeit gegen Gott erinnert sich der Verfasser dieser Schrift an mannichfaltige Scenen solcher Art an Kranken- und Sterbebetten, die er in seinem Amtsleben hatte und wo das Gebet halbe moralische Wunder that. Wenn er äusserstschlechte Menschen vor sich fand und wenn alle seine noch so deutlich und dringend gemachte Vorstellungen auch nicht einmahl die Wirkung auf sie thun konnten, daß sie blos zur Erkentnis ihrer Schlechtheit gebracht würden: so nahm er seine Zuflucht zum Gebet und betete diese Vorstellungen in sie hinein, fieng sanft an und betete immer stärker und stärker, und so gelang es ihm endlich, sie nicht nur zur Erkenntnis ihrer Schlechtheit, sondern auch zur Reue über sie zu bringen, und so ungern sie ihn erst hatten kommen gesehen,

so flehentlich baten sie ihn hernach, daß er bald wiederkommen möchte, und er konnte sich in solchen Fällen des Gedankens nicht enthalten, daß dis wohl unter dem Bergversetzen ins Meer heut zu Tage zu verstehen sein dürfte. Ebenso, wenn er jämmerlichleidende und erbärmlichlangsamsterbende vor sich hatte und wenn alle Trost- und Beruhigungsgründe aus den Verheissungen der Religion, die er aus der Fülle seines Herzens ausgos, wie ganz unwirksam von ihren Seelen abgleiteten, so versuchte er es, diese Trostgründe ihnen nochmals betend mitzutheilen und hatte die Freude, zu bemerken, wie allmählich der sanfte Strahl der Ruhe in ihren Augen hervorbrach und immer stärker leuchtete, bis sie ihm unter herzlichem Händedruck bekannten, nun wären sie ganz getröstet. Auch der gemeinste Mann ist mit dieser Gebetskraft gar nicht so unbekannt, wie man denkt; nur Schade, daß er sie nicht benutzen kann, weil er in der Schule gar keine Anleitung bekam, aus dem Herzen beten zu lernen. Einer der wesentlichsten Fehler fast aller unserer Schulen noch, und ehe diesem nicht abgeholfen wird, kommt das wahre Christenthum nicht vorwärts. Daß aber, wie gesagt, der gemeinste Mann diese Gebetskraft wirklich kenne, ist dadurch erwiesen, daß er durchgängig auf dem Kran-

kenbette seinen Prediger um nichts mehr bittet, als daß er doch mit ihm beten wolle.

Es gehört unter Mosheims unsterbliche Verdienste, daß er die moralische Kraft des Gebets dem Gesichtskreise der Theologen näher gebracht hat. Wer nun ein braver Religionslehrer sein will, der tritt in seine Fusstapfen und hält die Christen nicht mehr mit Verheissungen von Gebetssegen hin, die ihnen nach aller Erfahrung nicht mehr zu Theile werden, sondern richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf denienigen Segen, den das Gebet noch wirklich stiftet und immer stiften wird, und der doch in der That unausspechlich mehr werth ist, als iene. Der ächtchristliche Vortrag über Gebetskraft in unsern Tagen würde ohngefähr so lauten müssen. — — Wenn du am Morgen erwachst, so weihe dich durch Gebet auf den ganzen Tag ein; du wirst deine Seele dadurch gleich anfangs auf den Ton stimmen, auf welchem sie als eine weise und gute Seele den Tag über stehen soll. Wenn du deine Arbeit anfängst, fange sie mit Gebet an, um so mehr, wenn es eine schwere Arbeit ist; das Gebet wird deinen Arbeitseifer stärken. Wenn du mit deiner ganzen Familie einen sauren Arbeitstag vor dich hast, bereite dich und sie durch vereinigtes

Gebet auf ihn; ihr werdet hernach einmüthiger, gleicher, ia mit Wetteifer arbeiten. Wenn du eine recht edle That der Menschenliebe verrichten willst, bete vor ihr; dein Gebet wird sie dich vollkommener verrichten lassen. Wenn dir bei klugen und gutgemeinten Entwürfen unerwartet grosse Hindernisse in den Weg treten, bete; du wirst sie gleichsam wegbeten, d. h. du wirst Muth bekommen, sie zu überwinden. Wenn dir Verführung vorschwebt, greif zum Gebet; die Reitze der Verführung werden weniger auf dich wirken. Wenn du lange in Zerstreuungen der Gesellschaft gelebt hast, geh in die Einsamkeit und bete; du wirst die Eindrücke dadurch verlöschen, die der grosse Haufe auf dich machte, und zu deinen Grundsätzen zurückkehren, welche so lange deinen edlen Karakter und dein Glück ausmachten. Wenn du zweifelhaft bist, ob du irgendwodurch recht oder oder unrecht handeln würdest, oder gar schon gehandelt habest, frag dich im Gebet noch einmahl recht aufrichtig; dein Gewissen wird dir bald die rechte Antwort geben. Wenn du gefehlt hast, geh ins Verborgene und bete; dein Gebet wird dich bewegen, den Fehler noch schneller wieder gut zu machen. Wenn Gefahren dir bevorstehen, säume nicht zu beten; du wirst

Gegenwart des Geistes sammeln, sie zu umgehen, oder wenn dis nicht möglich ist, Herzhaftigkeit, ihnen dich getrost entgegenzusetzen. Wenn du leidest, bete und du wirst geduldiger leiden; wenn du lange leidest, bete und werde nicht las darin und du wirst standhafter leiden; wenn keine Hülfe und keine Rettung im Leiden für dich übrig ist, bete dich unter Gottes allgewaltige Hand, du wirst sie als die Hand des Vaters fühlen und — resigniren können.

Vorträge über die Gebetskraft von solcher Art können nicht anders, als den grössesten Nutzen stiften und machen das Gebet in der That zu dem herrlichen Mittel, uns in wahrer Religion zu stärken, welches es sein soll. Es gehet bei dieser Art von Gebetskraft gleich alles so natürlich zu und sie bewährt sich gleich iedem, der sie versucht, so als wahr, daß man schlechterdings an sie glauben mus. Aus sich selbst entwickelt der Mensch diese Kraft und sie kommt gar nicht erst etwa von oben herab auf ihn, sondern ie andächtiger er betet, desto mehr entwickelt er sie aus sich und zieht sie hernach mit vollen Zügen wieder in sich hinein.

Dessen ungeachtet darf dem Christen aller Trost der Gebetserhörung nicht geraubt, sondern

er mus nur richtiger bestimmt werden. Das gewöhnliche Sistem der Gebetserhörung lautet nehmlich also — — „Gott gibt das gebetene Gute eben darum, weil um solches gebetet wird. Er gibt aber nicht immer gerade das gebetene Gute, sondern zuweilen auch ein anderes, das denselben Werth hat. Auch gibt er weder das eine, noch das andere, *immer* sogleich, sondern schiebt die Erhörung *zuweilen* auf. Zuweilen schiebt er sie auch recht lange auf. Zuweilen erfolgt die Erhörung gar nicht, weil das gebetene Gute den Beter über lang oder kurz sehr unglücklich machen würde, und dann erhört Gott sein Gebet eigentlich durch Nichterhörung, weil im Grunde der Beter doch nur bat, daß ihn Gott glücklich machen möchte, und er nun glücklicher durch Nichterhörung, als durch Erhörung wird.“ In der That ein sehr künstlich angelegtes Sistem, wobei die Vertheidiger desselben auf allen Seiten, es komme, wie es wolle, sehr gut bestehen können. Sollte ein wahrhaftigaufgeklärter Christ aber wohl dabei seine Ruhe finden?

Es leuchtet offenbar in die Augen, daß bei diesem Sistem zu viel Rücksicht auf Gott und zu wenig Rücksicht auf den Menschen genommen sei. Gott erscheint dabei nur in Thätigkeit; an die Thä-

tigkeit des Menschen, welche doch Haupteigenschaft des Menschen sein soll, wird gar nicht gedacht; denn den blossen Glauben, daß Gott so, wie wir wollen, thätig sein werde, wird man dem Beter doch nicht für Thätigkeit anrechnen wollen? Gott erhört ein Gebet, das kann nichts anderes heissen, als — ein Mensch bekommt das Gute, um welches er betet, und weil wir alles Gute Gott zu danken haben, so bekommt er es, wenn er es bekommt, von Gott. Aber wie erhört Gott? Wie bekommt der Mensch das gebetene Gute von Gott? Ein gereinigter Begrif von der Providenz würde hier schon die rechte Antwort geben, welche den Menschen schlechterdings an seine eigne Thätigkeit verwiesen hat; allein wir wollen die Erfahrung den Ausspruch thun lassen. Wenn wir diese sowohl in Ansehung unserer selbst, als auch in Ansehung Anderer, die wir genau kennen, zu Rathe ziehen, so finden wir, daß in der Regel solche Gebeter erhört wurden, die Gegenstände enthielten, zu deren Erlangung der Beter selbst unmittelbar oder mittelbar wo nicht Alles, doch das meiste beitragen konnte und auch in der That beitrug, diejenigen aber unerhört blieben, welche sich auf Gegenstände bezogen, zu deren Erlangung der Beter unmittelbar und mittelbar gar nichts beitragen konnte. Im erstern

Falle setzte das Gebet den Beter in Feuer und Flamme, seine Kräfte zu gebrauchen und so ward sein Gebet erhört und er bekam, was er wünschte; er würde, ohne zu beten, mit solchem Eifer seine Kräfte nicht angewendet haben, und so kann man sogar auf uneigentliche Weise sagen, daß er das, was er von Gott bekommen, darum bekommen habe, weil er um selbiges gebetet. Im letztern Falle konnte das Gebet keine Anwendung solcher Kräfte hervorbringen, die nun einmahl gar nicht da waren, und so blieb der Beter unerhört und bekam nicht, was er wünschte. Es kommt nur darauf an, daß wir uns selbst und Andere genau beobachten, so werden wir uns von der Richtigkeit dieser Regel der Gebetserhörung überzeugen.

Will man hiergegen einwenden, daß es doch in der That Beispiele gebe, daß Gebete erhört werden, ohne daß der Beter das Geringste weiter dazu beigetragen, als daß er gebetet und an Erhörung geglaubt: so ist darauf die Antwort, daß dergleichen nicht Gott, sondern der Zufall erhört habe, oder wenn dis unchristlich klingen sollte, eine günstige Verbindung von Umständen, die aber nicht durch das Gebet erst entstand, sondern die auch ohne Gebet sich gerade so ereignet und wirksam ge-

zeigt

zeigt haben würde, wie sie sich ereignet und wirksam gezeigt hat. Sonst könnte man auf der andern Seite ebenfals einwenden, daß zuweilen auch ein Gebet unerhört bleibe, zu dessen Erhörung der Beter alles beitragen konnte und auch wirklich beitrug; aber auch hier wird man bei näherer Untersuchung finden, daß der Zufall die Erhörung verhindert habe, oder mit andern Worten, daß sich zulezt ein unvorhergesehener Umstand ereignete, der alle angewendete Bemühungen des Beters vereitelte, der sich aber ereignet haben würde, und wenn der Beter nicht die geringste Bemühung angewendet hätte.

Der christliche Volksunterricht über Gebetserhörung darf also in unsern Tagen nicht dieser sein — Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden; sondern er wird etwa so lauten müssen — — Ehe ihr Gott um etwas bittet, so untersuchet erst, ob ihr unmittelbar oder mittelbar, durch eigene Thätigkeit oder durch fremde, auf die ihr aber rechnen könnet, wie auf eigene, zur Erlangung desselben beitragen könnet, oder nicht. Ist das erstere, so betet getrost und hoffet auf Erhörung, und ie mehr dis ist, desto zuversichtlicher hoffet auf Erhö-

rung; seid nach dem Gebet auch thätig und machet für euch thätig, so wird die Erhörung erfolgen. Ist das letztere, so hoffet auf keine Erhörung eures Gebets; unterlasset dasselbe Gebet ganz und betet dafür lieber ein anderes, das euch in Zufriedenheit bei fortdauernder Entbehrung des gewünschten Guten oder bei fortdauernder Erduldung des euch drükkenden Uebels stärke. Würde euch ein Gut, das ganz ausser dem Kreise eurer Wirksamkeit liegt, dennoch zufälliger Weise nach eurem Gebet zu Theile, so würde euch dis nur zu einem falschen Vertrauen auf Gott verleiten, wodurch ihr in der Folge euch tausend vergebliche Hoffnungen machen und eure ganze Ruhe untergraben würdet.

Wenn nun statt eines solchen christlichen Volksunterrichts über Gebetserhörung lieber öffentliche Gebete um Frieden und wohlfeile Zeit, um Sonnenschein oder Regen u. s. w. verordnet und angestellt werden: so ist die Religion zu bedauren, zu deren Misverstehung solchergestalt ganze Völker verleitet werden. Es gehört doch in der That nur wenig Urtheilskraft dazu, um einzusehen, daß, wenn auf ein öffentliches Gebet um Sonnenschein der lange angehaltene Regen aufhört, es damit keine andere Bewandnis habe, als wenn nach geschehenem sogenannten Verschreiben das Fieber wirk-

lich aussenbleibt. Man nimmt zum Fieberverschreiben mehrentheils erst seine Zuflucht, wenn es so lange gewährt, daß es nun von selbst aussenbleibt; so, wie man um Sonnenschein doch nicht eher beten wird, als bis der Regen schon sehr lange angehalten, da er dann freilich vermöge der Gesetze der Natur endlich auch wieder aufhören mus. Um Frieden aber sollte nicht Gott, denn dieser hat den Krieg ia nicht angefangen und ist auch nach der Belehrung des Christenthums gar kein Kriegsgott, wohl aber ein Gott des Friedens — sondern die kriegführenden Mächte angerufen werden, in deren Händen es ist, die Völker mit Ruhe zu segnen. Wenn diese nun Friedensgebete verordnen und während derselben den Krieg mit aller Macht fortsetzen, in welche Widersprüche verwickeln sie sich und die betenden Völker! Daß wir in ieder grossen Noth zum Gebet unsere Zuflucht nehmen, ist sehr christlich; sobald aber die Beendigung derselben ganz ausser unserem Wirkungskreise, oder wohl gar ausser dem Wirkungskreise aller Menschen liegt: so sollen wir blos beten, um uns in Geduld zu stärken, bis die Stunde schlägt, welche der weise Regierer der Welt für die beste dazu hielt und die eben darum, weil sie dis ist, und wenn Millionen um Abänderung beten, nicht abgeändert werden wird und kann.

Es ist noch übrig, einen besondern Blick auf die christliche Fürbitte für Andere zu thun. — Auch hierbei kommt alles auf den Gegenstand an, welchen sie hat. Liegt dieser unmittelbar oder mittelbar im Wirkungskreise des Fürbitters, so kann man ebenfals getrost der Erhörung entgegen sehen. Ein Vater betet z. E. für das Wohl seiner Kinder; dis sein Gebet wird ihn alsbald in der zärtlichsten Fürsorge für dasselbe stärken; seine Kinder hören sein Gebet für sie und werden sich hierdurch mehr angetrieben fühlen, seine Fürsorge auf das beste in Empfang zu nehmen und sich durch sie glücklich machen zu lassen. Liegt der Gegenstand der Fürbitte aber ganz ausser dem Wirkungskreise des Fürbitters, so ist die Hofnung auf Erhörung vergeblich. Andere z. E. gesund beten können, gehört wenigstens unter die Gebetskräfte unserer Tage nicht mehr. Führt man auch Fälle der Art an, so ist es ein anderes, nach dem Gebet gesund werden, ein anderes, durch das Gebet gesund werden, und es ist ein allgemeinbekannter Satz, daß Dinge, die auf einander folgen, nicht nothwendig als Ursache und Wirkung verbunden sein müssen. Man kann aber für Kranke beten, ohne sie gesund beten zu wollen, und eine solche Fürbitte ist sehr zu empfehlen; besonders, wenn sie öffentlich in der Gemeine

geschiehet. Die Seelen der Fürbitter werden dadurch zur Theilnahme an den Leiden des Kranken gestimmt; dem Kranken selbst ist es ein Trost, wenn er hört, daß für ihn recht herzlich gebetet worden sei und daß seine Mitbürger recht innig mitgebetet haben; hat der Kranke Feinde, so bewegt diese die Fürbitte wohl, sich mit ihm auszusöhnen und so sein Herz wenigstens auf dieser Seite zu beruhigen; ist der Kranke arm und verlassen, so kann ihm bei wohlhabenden Menschenfreunden die öffentliche Fürbitte Wartung, freie Arzenei, Betten, Holz, Erquickung und Labsal auswirken. Alsdann mus aber auch der Kranke mit Nahmen genannt werden, welches fast durchgehends nicht zu geschehen pflegt. In der That, wenn dergleichen öffentliche Fürbitten von diesen Seiten recht betrieben würden, statt daß man den Patienten gröstentheils auf die vergeblichste Weise nur immer gesund beten will, so würden sie nicht nur für die Kranken von grösseſtem Nutzen sein, sondern auch einen wesentlichen Theil unserer öffentlicheu Gottesverehrungen ausmachen.

XII.

Fasten und Gelübde.

Diejenigen, welche behaupten, daß die urchristliche Moral das Fasten nicht wolle, gehen offenbar zu weit. Jesus selbst hat kurz vor dem Antritte seines Lehramts ein langes und strenges Fasten beobachtet; und wenn er auch seine Jünger gegen die Pharisäer deshalb vertheidigte, daß sie damals noch nicht fasteten: so leuchtet doch selbst aus dieser Vertheidigung hervor, daß er unter gewissen Umständeu das Fasten unter die Uebungen der Andacht in damaligen Zeiten gezählt habe. Dis wird aber aus seiner Bergrede völlig klar. Allmosen geben — Beten — Fasten — — dis ist die Rangordnung, in welcher er daselbst diese drei Gegenstände abhandelt. Er handelt sie aber auf völlig gleiche Art ab, nehmlich so, daß er ihnen seine Achtung im Ganzen bezeigt und sie blos von Misbräuchen reinigt.

„Wenn ihr fastet, so thut nicht, wie die Heuchler, welche sich dabei weder waschen noch kämmen, sondern ihr ganzes Gesicht recht vorsätzlich scheuslich zu machen suchen, damit es ihnen iedermann gleich ansehe und spreche — ach die andächtigen Leute, sie fasten schon wieder! Solche Andächtler gehen leer aus; ihr ganzer Lohn ist der Betrug der Welt, der ihnen gelang. Nein, wenn ihr fastet, so schmücket euch, wie gewöhnlich, daß ausser euch Niemand davon etwas wisse und merke, als Gott. Er, der Allwissende, wirds euch dann vergelten.“ Erwägt man, wie hier das Fasten, wenn es auch das letzte in der Reihe ward, doch die Ehre hatte, in derselben Reihe mit Wohlthätigkeit und Gebet zu stehen; erwägt man dazu, daß ihm ebenso, wie diesen, Vergeltung zugesichert ward: so kann man nicht in Abrede sein, daß das Fasten zu gewissen Zeiten unter die Vorschriften des Urchristenthums gehört habe.

Ja, was noch mehr ist, aus der Apostelgeschichte ist sichtbar, daß die Apostel sowohl, als die ersten Gemeinen, solches als christliche Vorschrift wirklich betrachtet und ausgeübt haben. Fasten und Beten wird oft in Verbindung mit einander angetroffen, und Paulus verstattet es Eheleuten, unter

beider Bewilligung sich einander eine Zeitlang zu entziehen, ausdrücklich aus der Ursache, um desto ungehinderter Fasten und Beten betreiben zu können.

Darin aber thut man dem Urchristenthum offenbar Unrecht, wenn man glaubt, daß es das Fasten im altjüdischen Sinn empfohlen habe. Jesus sagt blos — Gott werde es vergelten; nirgends aber finden wir, daß es zur Aussöhnung Gottes, oder auch nur zur Aussöhnung mit Gott geschehen sollte, oder daß dadurch verdiente Strafen abgewendet werden können. Sonst müste man sagen, daß sich schon Jesaias auf wahre Religion besser verstanden hätte; aber, wie gesagt, es ist dis schlechterdings nicht der Fall. Es ist also gar nicht im Geiste Jesu gehandelt, wenn z. E. bei grossen Ueberschwemmungen, Erdbeben u. d. Fasttage, oder gar ein dreitägiges und noch längeres Fasten durch ganze christliche Länder ausgeschrieben und verordnet werden. Es ist gar nicht im Geiste Jesu gehandelt, wenn auch nur ein einzelner Christ auf den Einfall kommt, durch Enthaltung von Speise irgend etwas Böses wieder gut machen zu können; es wäre dann vorhergegangene Uebermasse im Essen, welche er aber doch durch Fa-

sten nachher blos bei seinem Magen wieder gut macht.

Die Ursachen, aus welchen das Urchristenthum das Fasten beibehielt, sind von anderer Art. Fasten ist eine Uebung in der Selbstverleugnung. Die ersten Christen sollten diese ihrer Religion wegen im höchsten Grade ausüben können und es sollte nichts sein, worauf sie nicht um Jesu willen Verzicht zu thun im Stande wären. So diente die freiwillige Enthaltung von Speise allerdings dazu, sie auch an alle andere Arten von Entbehrung zu gewöhnen. Es scheint, als wenn sie sich aus demselben Grunde auch im Wachen hätten üben müssen. Beides war um so passender und zweckmässiger, weil sie in Verfolgungen zu fasten und zu wachen oft gezwungen wurden. Paulus führt in dem Verzeichnisse seiner Religionsleiden ausdrücklich viel Wachen und Fasten mit auf. Wenn sie dann beides freiwillig geübt hatten, so ward es ihnen zur Zeit des Müssens nicht schwer. Sie härteten sich dadurch zugleich ab, daß sie hernach auch andere körperliche Beschwerlichkeiten, womit ihre Lage oft umgeben war, nicht achteten. Man findet es bei allen, die eine Art von Heldenrolle

in der Welt gespielt haben, daß sie mehr, als andere, Speise und Schlaf entbehren konnten.

Fasten gehört ferner recht eigentlich zum kontemplatifen Leben. Bei Nüchternheit, wenn sie nicht übertrieben wird, ist der Geist im Stande, scharf und anhaltend nachzudenken, sich selbst zu beschauen und seinen Flug über die Sinnenwelt hinweg zu nehmen. Es ist ihm zu selbiger Zeit, als hätte er sich schon ganz von der Erde losgerissen, weil er keiner Nahrung von ihr bedarf; er vergisset gleichsam seines Körpers und lebt nur sich selbst. Offenbar sollten die ersten Christen in dieser Stimmung sein. Die unsichtbare Welt sollte sie mehr beschäftigen, als die sichtbare; Ertödtung des Fleisches oder der Sinnlichkeit war ihnen zur Pflicht gemacht; und so flos die Vorschrift des Fastens natürlich hieraus.

Fasten ist endlich auch der natürliche Ausdruck hoher Traurigkeit. Wer wahrhaftig traurig ist, empfindet kein Verlangen nach Speise, und eine jammervolle Nachricht ist im Stande, den Hungrigsten auf der Stelle satt zu machen. Fasten kleidet also auch recht eigentlich diejenigen, welche im hohen Grade traurig zu sein Ursache

haben. Leichtsinnig mus der sein, der alsdann mit Begierde sich an seinen Tisch setzen und mit Wohlgeschmack an ihm geniessen kann! Wer hatte aber wohl mehr Ursachen zur niederschlagendsten Traurigkeit, als die ersten Christen? Wenn sie die schändlichsten Lästerungen der Lehre Jesu von Juden und Heiden hörten, wenn sie von iedem Freunde, von dem sie sich trennten, sich auf immer zu trennen fürchten musten, wenn sie morgen wohl schon von seinen Leiden hörten, wenn ihnen auf morgen selbst wohl schon Leiden und Verfolgung bevorstand — wie religiösanständig war ihnen da das Fasten! Konnten sie sich auf ihre eigene Leiden würdiger vorbereiten, als durch Enthaltsamkeit, damit sie hernach bei voller Besonnenheit und Freimüthigkeit wären? War es nicht der Klugheit sogar angemessen, durch Nüchternheit iene Geistesgegenwart bei bevorstehenden Gefaren zu behaupten, mit der allein sie ihnen, wenn es noch möglich zu entkommen war, entkommen konnten?

In der That, Ursachen genug, welche dem ersten Christen das Fasten aus Religion und als Andachtsübung vorschrieben! Fallen in unsern Tagen aber iene Ursachen weg, so fällt auch diese Vorschrift weg.

Daß man Gott zu Ehren fasten müsse, und daß Fasten blos als Fasten etwas verdienstliches sei, ist wohl keinem der ersten Christen eingefallen, zu glauben; wäre es aber geschehen, so hätte es wohl nur bei den Christen aus dem Judenthum Statt gehabt, die sich oft aus Gewissenhaftigkeit nicht erst von ihren alten religiösen Zwangdiensten losreissen konnten und wohl gar auch noch auf Sabbat und Beschneidung hielten. So wenig wir ihnen nun hierin ähnlich werden sollen, so wenig auch in ienem Punkte. Jesus wenigstens hatte sie durch seinen Unterricht über das Fasten zu dergleichen Ideen nicht verleitet. Wäre Fasten an sich Gottesverehrung, so hätte er gewis bei seinem Leben schon seine Jünger dazu angehalten, wie zum Gebet; so aber versprach er blos dem redlichen Faster göttliche Vergeltung, auf die wir alle bei ieder gutgemeinten schuldlosen Handlung rechnen können. Daß aber Fasten blos als Fasten nichts verdienstliches sei, leuchtet deutlich genug daraus hervor, daß er ienem Pharisäer, der zwier in der Woche fastete, dennoch alles Verdienst absprach. Mithin kann es keinen falschern Wahn geben, als den, daß man durch freiwillige, sich selbst auferlegte Enthaltsamkeit von Speisen, blos als durch solche, ein besserer Mensch werde und in

Gottes Augen einen grössern Werth bekomme, als andere. Ist Genus, der schuldlos und mässig geschiehet, nicht mehr Gottesverehrung, als Nichtgenus? Wird man dabei nicht zu dankbaren Empfindungen gegen den allgütigen Geber gereitzt, die ohnedis weder Statt finden, noch Statt finden können? Ist überdis Müssiggang und ein völlig unnützes Leben mit häufigem Fasten verknüpft — o wie ist der doch ein weit wahrerer Gottesverehrer und weit würdigerer Mensch, der sich täglich gehörig satt isset und dabei täglich sein Tagewerk zum Besten der Geselschaft verrichtet! Wird vollends das Fasten auf blosse Enthaltung von gewissen Speisen eingeschränkt, an deren Statt man hernach andere stellt, die man so herrlich zubereitet, daß man iener darüber gern entbehrt: so mus man das Motto über den Fastspeisesaal schreiben — Irret euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten. Im allerstrengsten Verstande passen diese Worte auf ienes gotteslästerliche und Christusschändende Karneval, wodurch man sich im voraus auf die darauf folgenden sogenannten heiligen Fasten schadlos hält. Jesus hat nicht nur nicht befohlen, daß wir sein vierzigtägiges Fasten nachahmen sollen, sondern es steht noch viel weniger geschrieben, daß er vorher erst Karneval gehalten. Wie schändlich bereiten sich Christen

zur Feier seiner Leiden und seines Todes durch die üppigsten Lustbarkeiten vor, und was mögen die unter ihnen lebenden Juden dabei denken, wenn sie so etwas mitansehen! Eingeladen, die Religion ihrer Väter mit der Religion solcher Christen zu vertauschen, können sie sich wenigstens dadurch nicht fühlen.

Jedoch, auch alle dergleichen Misbräuche abgerechnet, kann man auch das ehrlichste Fasten dadurch nicht mehr als Pflicht hinstellen, daß es uns doch in Selbstverleugnung übe. Das Christenthum fordert ja solche Selbstverleugnung gar nicht mehr von uns, welche es von seinen ersten Bekennern forderte. Es ist schon oft gesagt, daß wir gar nicht mehr in Gefahr gerathen, um Jesu willen das geringste Gut des Lebens, vielweniger unser Leben selbst, einzubüssen. Jesus, d. h. die aufrichtigste Befolgung seiner Lehre, sichert uns vielmehr iezt alles erst recht. Warum sollen wir uns also in einer Tugend üben, die gar nicht mehr von uns verlangt wird und die wir gar nicht mehr anbringen können, und folglich, warum sollen wir ohne Noth fasten? Auch in die Gefar, der Religion wegen auch nur zu fasten, gerathen wir nicht einmahl mehr; vielmehr kann man sich jahraus jahrein nir-

gends gewisser iezt satt essen, als bei Jesu, und so sonderbar das Gebet vielen klingen mag — komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne uns, was du bescheeret hast — so liegt doch der wahre und vernünftige Gedanke dabei zum Grunde, daß Ausübung der Pflichten des Christenthums, worunter auch vorzüglich Arbeitsamkeit und unermüdeter Fleis gehören, der sicherste Weg auch sei, sein tägliches Brod zureichend zu haben, oder — daß Jesus auch Essen und Trinken bescheere. Kommen wir nun unserer Religion wegen nicht mehr in Fasten aus Noth, so brauchen wir uns auch ihrentwegen nicht mehr durch freiwilliges Fasten dazu geschickt zu machen. Ein Anderes aber ist es, wenn iezt iemand das Fasten zuweilen als Vorschrift der Diätetik ausübt, um Krankheiten zuvorzukommen, und darin der Natur nachahmt, die uns in Krankheiten selbst, um unsere Genesung zu bewirken, auch Fasten auflegt und uns auf eine Zeitlang die Eslust wohlthätig benimmt. Solch Fasten wäre besonders unsern Vornehmen und Reichen zu empfehlen, welche häufig an Indigestion laboriren; die niedrigen Stände aber können recht gut damit verschont bleiben, weil ihre Tische ohnehin fast immer so aussehen, wie die Tafeln der Reichen, wenn sie fasten. Ebenso ist es

auch ein anderes, wenn iemand, der sich einem schweren Berufe widmet, oder gar einem Berufe, wobei er einst wirklich oft wird fasten müssen, wie z. E. Soldaten und Seefahrer, sich durch Fasten dazu abzuhärten und seine Natur so zu gewöhnen sucht, daß sie zu seiner Zeit durch Speisemangel nicht sogleich sinke. Und ebenso noch ist es auch ein anderes, wenn iemand aus Menschenliebe Essen und Trinken stehen lassen und vergessen kann, um die Zeit nicht zu versäumen, eine edle That zu verrichten, oder wenn er seine Portion einem Heißhungrigen, der sich nichts zu essen schaffen kann, abtritt und sich mit dem Gedanken sättigt, daß er bei der nächsten Mahlzeit Ersatz dafür finden könne. Solch Fasten ist schön; wer so zuweilen fastet, der wird ein besserer Mensch, als Andere, die über ihre einmahl festgesetzte Speisestunde die schönste Gelegenheit, Gutes zu thun, fahren und den Armen eher verhungern lassen, als sie sich das Geringste abbrechen sollten; ia, wer so zuweilen fastet, der kann in der That sagen, daß er Gott zu Ehren faste.

Was das kontemplatise Leben betrift, so sind die Christen ohne Unterschied in unsern Tagen durchaus nicht mehr dazu berufen. Die Kirche steht und

in

in ihrem Schosse ist die bürgerliche Gesellschaft gegründet. Arbeiten ist iezt die Hauptsache und die Sache der mehresten unter uns. Wer arbeiten soll, mus auch essen; woher soll er sonst die Kräfte dazu nehmen? Und wer schwere Arbeiten verrichtet, dergleichen doch in der That die mehresten sind, der mus sogar für zwei, drei Personen essen dürfen. Wahre Grausamkeit ist es, Leuten in den untersten Ständen das Fasten zum Gesetz zu machen; oder man müste die Fasttage auch zu Frei- und Faulenztagen für sie machen, welches aber, wie das Christenthum, so auch die bürgerliche Gesellschaft, zu Grunde richten würde. Einige Wenige mögen sich immerhin zum kontemplatifen Leben berufen fühlen; gegen einen derselben aber müssen Tausende stehen, die das Feld bauen, die Bäume fällen, in den Klüften graben, die rohen Naturprodukte verarbeiten, Fuhrwerk und Schiffart, Handel und Verkehr treiben und uns mit allen Nothdürftigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens versehen. Und selbst iene Kontemplanten thun wohl daran, wenn sie sich, statt durch die Wolken sehen zu wollen, mit ihren Kontemplationen zur Erde und zum menschlichen Leben herablassen; wenn sie dieienigen Sätze vorzüglich aufs reine bringen, welche wahren Bezug auf menschliche Glückseligkeit

haben, und sich durch Auflösung tief in das allgemeine Beste eingreifender Aufgaben um das Vaterland und den Staat wohlverdient zu machen suchen. Ihnen, unsern Denkern vom ersten Range, sei in den Tagen, in welchen sie ihre Meditationen in langen unübersehbaren Kettenschlüssen reihen, die strengste Diät und zuweilen sogar Fasten im *eigentlichsten* Verstande empfohlen, damit sie kein Glied in der Kette ihrer Schlüsse übersehen und damit ihre Demonstration apodiktisch und evident ausfalle; allen übrigen aber ist weiter keine Art von Fasten aufzulegen, als daß sie sich in Speise und Trank nie übernehmen und die iedesmahligen Kräfte, welche sie dadurch erlangen, nicht zu Ausschweifungen, sondern zu Abwartung ihres Berufs und zu Verrichtung nützlicher Arbeiten und Geschäfte verwenden.

Die Traurigkeit aber anbelangend, derentwegen die ersten Christen das Fasten aus Religion so schön kleidete, so fallen auch alle die Gründe, welche sie zu dieser hatten, für uns ietzt weg. Weder uns selbst, noch unsern Freunden, stehen Glaubensleiden bevor; iüdische und heidnische Lästerungen Jesu und seiner Lehre hören wir auch nicht mehr, und so geht iene Verheissung buchstäblich in Erfül-

lung, daß wir essen und trinken mögen an seinem Tische in seinem Reiche. Wird aber iemand durch sein bürgerliches und häusliches Leben in unangenehme Lagen verwickelt, stehen ihm sonst misliche Umstände oder Gefaren bevor und er will sich durch Fasten auf sie vorbereiten, damit er sich selbst ganz in selbigen bei einander habe: so mag er dis zwar thun, nie aber verwechsele er dis sein Fasten mit dem Fasten der ersten Christen; nie bilde er sich ein, daß er um Jesu willen faste, und nie nenne er sein Fasten ein religiöses Fasten oder eine wirkliche Andachtsübung. Ein immerwährend-mässiges Leben ist und bleibt das wahre, rechte und einzige Fasten, wozu der Christ in unsern und ewigen Zeiten verpflichtet ist. — —

Da das Fasten oft selbst zu den Gelübden gehört, wodurch sich auch iezt noch oft Christen vor ihren Mitchristen auszuzeichnen gedenken: so ist hier der beste Ort, auch von diesen zu reden. Daß ein Theil der ersten Christen wirklich auf Gelübde gehalten, ist aus der Apostelgeschichte klar; selbst Paulus hatte nach Aussage derselben ein Gelübde auf sich. Nie wird man aber beweisen können, daß der grosse Stifter des Christenthums selbst dazu Gelegenheit gegeben habe. Die Sache ist unstreitig

diese. In der jüdischen Religion standen die Gelübde in grossem Ansehen; diejenigen Christen also, welche Juden gewesen waren, konnten sich von ihrer alten Meinung nicht gleich losreissen und — so gab man ihnen nach. Den Christen aber aus dem Heidenthum ward es nie zur Pflicht gemacht, oder auch nur angerathen, auf Gelübde zu halten; vielmehr wurden sie von dieser Beschwerung, wie von vielen andern, ausdrücklich freigesprochen. Das funfzehnte Kapitel der Apostelgeschichte, verglichen mit dem ein und zwanzigsten, setzt dis alles auf das vollkommenste ins Licht und ausser Zweifel. Mithin ist für uns in unsern Tagen auch nicht die geringste Verbindlichkeit zu Gelübden mehr denkbar, und noch weniger wird ein Christ, der dergleichen thut, dadurch besser, als Andere; vielmehr sind alle Gelübde ohne Unterschied, von dem Klostergelübde an bis auf das Gelübde, am Tage des Genusses des heiligen Abendmahls zu fasten, dem Christen äusserst zu widerrathen.

Was ist es denn, was wir angeloben könnten? Es kann nichts anderes sein, als entweder etwas wirklichgutes, oder eine gleichgültige Handlung. Das erstere aber ist uns unserer Religion nach schon wirkliche Pflicht; wenn wir es also erst angeloben

wollten, so schiene es, als hätten wir uns vorher davon freigesprochen und wollten es uns erst zur Pflicht machen. Wer gab uns denn aber hierzu die Erlaubnis? Das Christenthum will, daß wir so oft und so viel Gutes thun sollen, als wir können. So ist alles, was wir zu thun haben, dieses, daß wir Kräfte zum Guten in Bereitschaft zu halten suchen und daß wir, sobald die Gelegenheit dazu kommt, solche sogleich willig und eifrig anwenden. Was braucht es nun da noch eines besondern Angelöbnisses, daß man sie anwenden wolle? Das Christenthum besteht nicht im Versprechen, zu thun, sondern im Thun selbst. Sei ganz Auge nach den Gelegenheiten dazu, und sobald eine da ist, thu das Gute, und thu es so vollkommen, als du kannst! So handelte Jesus selbst. Statt seine Heiligkeit in Gelübden zu suchen, suchte er sie in edlen Thaten, und so, wie er eine Gelegenheit dazu vorfand, übte er sie auf der Stelle aus, ohne sie erst angelobt zu haben. Und so mus auch ieder von uns seine Christenthumsannahme schon als ein allgemeines Gelübde betrachten, das er auf sich genommen hat, so viel Gutes zu thun, als er thun kann. — Ist es aber vollends blos etwas gleichgültiges, das wir angeloben, so wird die Sache doch in der That zu kleinlich und zu

kindisch, als daß sich der gesetzte Christ damit befassen sollte. Was keinen Nutzen stiftet, sollen wir nicht einmahl thun, noch weniger angeloben, zu thun, und am allerwenigsten sollen wir uns ein Verdienst daraus machen, es angelobt zu haben und unverbrüchlich zu halten. Wer klug ist, dispensirt sich hernach selbst von solchen Gelübden, wenn er sie auch ia einst in einer schwachen Stunde gethan haben sollte.

Es ist in der That mit dem Angeloben, wie mit dem Verreden, welches unter den Christen noch so häufig Sitte ist. Was wollen wir denn verreden? Etwas Böses? Das ist ein- für allemahl schon von uns verredet, dadurch, daß wir Christen sein wollen. Ein Christ soll nichts Böses thun. Also gleichgültige Handlungen müsten wir verreden. Wenn es aber einerlei ist, ob wir diese thun, oder nicht thun, so ist es läppisch, sie zu verreden. Und wie, wenn unter Umständen die verredete gleichgültige Handlung aufhörte, eine gleichgültige zu sein? Oder wollen wir gar etwas Gutes verreden? Dis dürfen wir aber schlechterdings nicht; sonst dürfte der Bürger auch verreden, Schos und Steuern zu geben, und so könnte man sich von ieder Pflichtleistung los machen. Lei-

der ist dis nur gar zu oft der Fall, und unsere Unbarmherzigen und Geizhälse führen, wenn sie helfen und dienen sollen, nur gar zu leicht die Sprache — von Herzen gern wollt' ichs thun, aber — ich habe es einmahl verredet. Man kann den sichern Schlus machen, daß ieder, der wirklich noch etwas verredet, entweder ein einfältiger oder ein schlechter Mensch sei.

Entdeckt sichs gar, daß bei den Gelübden noch gewisse krasse Begriffe von Gott unterliegen, wie so oft der Fall ist: so wird die Sache sogar im höchsten Grade unchristlich. Ein Mensch hat einen andern ansehnlich betrogen; den Betrug zu erstatten hat er nicht Lust; so gelobet er Gott, wenn er ihm vergeben wolle, so lange er lebet, am Betrugstage und an iedem ersten Tage der drei hohen Feste zu fasten. Was denkt sich dieser Mensch von Gott und von Vergebung bei Gott, und warum erstattet er nicht lieber gleich? Ein Anderer ist krank und verspricht Gott, wenn er ihn wieder gesund machte, an dem Tage seiner Genesung iährlich zehn Thaler unter die Armen zu vertheilen. Gibt dieser nicht zu erkennen, daß er glaube, Gott helfe gegen baare Bezahlung? Noch ein anderer wünscht sich dieses oder ienes grosse Gut zu erlangen und ver-

spricht davon, wenn Gott es ihm schenkte, **den vierten** Theil an die Kirche zu vermachen. **Glaubt dieser** Mensch nicht im Ernst, Gott lasse sich **bestechen**? O des abscheulichen unchristlichen **Unwesens**, das so noch unter Vornehmen und Geringen **getrieben** wird! Wie sollten unsere **Religionslehrer dagegen** eifern!

Oft werden dann auch wohl nach Jahren die Gelübdemacher es überdrüssig, das Gelübde zu bezahlen. Dann studiren sie darauf, entweder ihren Worten eine andere Auslegung zu geben, oder durch Einschränkung und Verkleinerung das Gelübde so oekonomisch einzurichten und so wenig kostspielig zu machen, als möglich. Man würde dergleichen Anblicke unter die komischen Farcen zählen müssen, wenn der Gedanke sie nicht tragisch machte, daß man offenbar siehet, daß dergleichen Leute **wenigstens ihrer Meinung** nach Gott zu täuschen gedenken.

Wird nun vollends über lang oder kurz ein Mensch ausser Stand gesetzt, sein Gelübde, das ihm so heilig ist, zu halten: so öfnet sich ihm eine Quelle von Gewissensscrupeln, welche, wenn er kein denkender Kopf ist — doch, wäre er dis, so

hätte er das Gelübde gar nicht gethan, oder machte sich nun wenigstens keine Scrupel darüber — oft der beredteste und gewiegteste Religionslehrer mit allen seinen Belehrungen und Zusprüchen nicht verstopfen kann. Was für unnütze Leiden macht sich doch solchergestalt ein Christ, der noch auf Gelübde hält! Warum wollen wir uns ein Joch auflegen, welches weder Jesus überhaupt seinen Gläubigen, noch die Apostel den Christen aus dem Heidenthum aufgelegt haben, und das diese am allerwenigsten uns Christen aus dem Christenthum auflegen würden? — Nichts angeloben, aber alles Gute, ohne angelobt zu haben, thun, sobald man kann, und es willig und so vollkommen thun, als möglich, — dis ist Christenthum für uns und Christenthum für ewige Zeiten.

XIII.

Geistlicher Kampf.

Die Briefe der Apostel sind voll von Aufforderungen an die Christen, gegen ihre geistlichen Feinde zu streiten, auszuhalten in dem Kampfe, zu welchem sie verordnet wären, und eine gute Ritterschaft auszuüben. Nicht nur seinem Sohne im Glauben, seinem vertrautesten Schüler und Mitarbeiter im Amte, dem Timotheus, machte es Paulus zur Pflicht, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, sondern auch ganze Gemeinen wurden dazu von ihm ermuntert. Er setzte ausdrücklich hinzu, daß es kein Kampf mit Fleisch und Blut sei, und beschrieb ihnen die ganze christliche Rüstkammer, mit welcher sie sich zu waffnen hätten, wenn sie zur Zeit des Streits gehörig Widerstand thun, alles wohl ausrichten und das Feld behaupten wollten. Er sprach von einem Gurte der Wahrheit, von einem Harnisch der Tu-

gend, von einem Fuspanzer der Eintracht, von einem Helm der Hoffnungen der Ewigkeit, von einem Schwerte, das das Wort Gottes sei, und von einem Schilde der Ueberzeugung von der Göttlichkeit ihrer Religion, mit welchem sie die vergifteten Pfeile des Bösewichts auffangen müsten. Er selbst bediente sich dieser Waffen, segnete sich dafür und rief zuletzt aus — ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Treue gehalten; so wird mir nun auch die Krone der Gerechtigkeit, der Lohn meiner Standhaftigkeit im Christenthum, zu Theile werden u. s. w. Lauter Bilder, welche theils von den damahligen Uebungen im Ringen und Kämpfen, theils vom wirklichen Kriege hergenommen waren und den Christen allerdings einen harten Kampf ankündigten.

Allein aus allen diesen und ähnlichen Aeuserungen des Paulus nicht nur, sondern auch anderer Apostel, ist auch auf der Stelle klar, daß unter diesem Kampfe nichts anderes zu verstehen sei, als — die standhafte Erduldung der damahligen Religionsbedrückungen. Er wird ja ausdrücklich ein Kampf des Glaubens, d. h. der Religion, genannt. Die Feinde werden auch deutlich genug beschrieben; sie sind der Teufel,

der bald listig anläuft, bald umhergeht wie ein heißhungriger Löwe, der alles zu verschlingen droht; der Satan, den Gott unter die Füsse treten hilft; die Fürsten und Gewaltigen, die Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, und die bösen Geister unter dem Himmel. . .

Es kommt hier gar nichts darauf an, ob die Apostel unter dergleichen Benennungen wirkliche böse Geister, oder nur böse Menschen sich gedacht; vieleicht dürfte dis auch schwer zu entscheiden sein. Gesetzt aber auch, es wäre das erstere, wie, nach der damahligen iüdischen Philosophie zu urtheilen, gar nicht unwahrscheinlich ist, so hätte man sich doch nur im Geiste iener Zeiten den Teufel als Anstifter der Verfolgungen gedacht, welche die iüdischen und heidnischen Obrigkeiten gegen die Christen aus sich selbst ausübten, und so wären doch nur die Religionsverfolgungen gemeint und man könnte statt Teufel und Satan getrost Verfolgungsgeist lesen, der dann also der eigentliche Feind wäre, mit welchem die Christen zu kämpfen hatten. Der Nachsatz des Petrus — wisset, daß dieselbigen Leiden über eure Brüder in der Welt gehen, oder, bedenkt, daß Verfolgung das allgemeine Schicksal

der Christen unter den Nichtchristen sei, macht dis alles noch klärer.

Auch bestätiget es die Art von Wehr und Waffen, welche gegen den Feind angewendet werden sollen, daß dieser Feind kein anderer, als der Verfolgungsgeist, sein könne. Dieser lief bald listig an und spiegelte glänzende Versprechungen vor, um zum Abfall vom Christenthum zu verleiten; bald brüllte er fürchterliche Drohungen, deren Erfüllung nicht fern war, um solches zu bewirken. In beiden Fällen sollte man ihm durch Standhaftigkeit im Glauben widerstehen. Wem man aber durch Standhaftigkeit im Glauben widerstehen soll, der mus doch wohl darauf ausgehen, den Glauben wankend zu machen, oder gar rauben zu wollen? Und — die ganze angeführte paulinische Rüstkammer, vom Gurte der Wahrheit an bis zum Schilde der Ueberzeugung von der Wahrheit, gibt sie nicht deutlich genug zu erkennen, daß der Kampf, zu welchem die Christen verordnet waren, kein anderer, als der Kampf für die Wahrheit und das männliche Ausharren in allen Bedrückungen, welche sie ihrer Religion wegen leiden musten, gewesen sei.

Wenn sich dis nun aber alles so verhält, wie kein unvoreingenommener und aufmerksamer Leser der apostolischen Briefe in Abrede sein mag, wie kann man noch in unsern Tagen die Christen zu solchen geistlichen Kämpfern machen wollen? Der Feind ist ia nicht mehr da; die Christen würden also mit einem blossen Schatten kämpfen und wären Fechter, die in die Luft strichen. Als das Christenthum herrschende Religion ward, als die Obrigkeiten auch christlich wurden und ganze ansehnliche christliche Staaten sich bildeten, da floh der Feind, der Verfolgungsgeist, zum Lande hinaus und man konnte getrost die Rüstkammer hinter ihm zuschliessen. Es ist also nun, nach einem seitdem schon wieder verstrichenen so langen Zeitraume, doch wohl endlich Zeit, alle iene Schriftstellen, die von der nicht mehr existirenden streitenden Kirche handeln, aus dem Unterrichte iunger und alter Christen wegzulassen; wir leben in der triumfirenden Kirche und der grosse Menschensohn ist längst gekommen in aller Herrlichkeit seines Vaters.

Dis ist um so viel nöthiger, weil die uneigentliche Sprache, in welcher die Apostel von ienen Verfolgungen redeten, iezt nur gar zu leicht zum unchristlichsten Misverstande Gelegenheit gibt. Sie

mögen nehmlich unter den Ausdrücken — Teufel, Satan, Fürsten, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, u. s. f. obrigkeitliche Personen selbst, und zwar besonders gewisse derselben, die als Erzverfolger und Grosinquisitoren ganzen Gemeinen bekannt waren, verstanden haben, oder sie mögen böse Geister, als die vermeinten Urheber alles Bösen, auch für die Urheber der Christenverfolgungen und die heidnischen und iüdischen Obrigkeiten blos als die Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienten, gehalten haben, so wuste doch gewis allemahl die ganze Gemeine, was sie damit sagen wollten, und dachte dabei an nichts, als an die Bedrückungen, welche ihnen ihres Glaubens wegen von den ungläubigen Obern widerfuren.

Was soll aber in unsern Tagen eine christliche Gemeine dabei denken, wenn ihr noch vom Kampfe mit Satan, Teufel und Fürsten der Finsternis vorgeredet wird? Man wird doch wohl nicht wollen, daß sie, wie die Gemeine zu Ephesus, ihre Obrigkeit für die Personen halten solle, welche sie verfolgen und daher Teufel und Satan selbst genannt zu werden verdienen, oder welche wenigstens der Teufel zu Werkzeugen der Verfolgung für sie mache? Das fehlte noch in unsern Tagen, wo der

gemeine Mann ohnehin schon nicht abgeneigt ist, sich ähnliche Vorstelluugen von seinen Obern zu machen. — Wenn dis nun aber nicht sein soll, und wenn eine christliche Gemeine auch offenbar siehet, daß sie mit ihrer Obrigkeit weder als Teufel, noch an Teufels Statt, zu kämpfen habe, so kann sie, falls ihr doch noch immer vom Kampf mit dem Teufel vorgeredet wird, nicht anders, als denken, daß sie mit dem Teufel selbst zu kämpfen haben müsse. Diese Meinung ist dann auch in der That da und was noch mehr ist, es fehlt auf diesen Tag nicht an Lehrern, welche ihre Gemeinden darin bestärken; so, daß die Anfechtungen des Teufels unter den geistlichen Anfechtungen obenan stehen.

So wären wir dann durch das Christenthum nach beinahe zwei Jahrtausenden wirklich weit gekommen!!! Die ersten Christen hätten nur allenfals geglaubt, daß der Teufel sie durch Verfolgungen der Ungläubigen bedrücke; die ietzigen Christen aber geständen ihm, weil dis nicht mehr Statt fände, das Vermögen zu, sie unmittelbar auf alle mögliche Weise zu bedrücken und zu ängstigen. Hat sich aber auch wohl zu Babel der menschliche Verstand ie weiter verirrt? Alles Ansehen älterer

so-

sowohl, als neuerer Väter und Lehrer der christlichen Kirche kann dergleichen Verirrungen nicht als richtigen Gang der Vernunft und als Wahrheit hinstellen, oder sie gar zu Glaubensartickeln heiligen. Die Existenz des Teufels mag erwiesen sein oder nicht; — die Vernunft weis von keinem Beweise dafür, und aus der Bibel dürfte auch schwerlich mehr zu erweisen sein, als, daß ganze Völker sie geglaubt und daß ihre Weisen diesen Volksglauben, so unschädlich, als möglich, zu machen gesucht — aber diesem Teufel die Macht zugestehen, alles Gute, das Gott bauet, immer wieder niederzureissen und das menschliche Geschlecht, zu dessen Erlösung Gott seinen Sohn sendete, nach geschehener Sendung desselben immer von neuem wieder ins Verderben zu stürzen und damit bis an den jüngsten Tag fortfaren zu dürfen, dis hiesse ein Sistem von Inkonsequenzen zusammensetzen, das den gesunden Menschenverstand empört. Alle gültige Erfahrung ist auch in der That dagegen und kein an Leib und Seele gesunder Mensch weis etwas von Anfechtungen des Teufels. Nur in Zerrüttungen der Fantasie, es mag diese übrigens der Pietismus, oder ein hitziges Fieber, oder Tables dorsalis, oder ein durch Meineid gebrandmarktes Gewissen, oder ein mit Kuchen überladener Magen

verursachen, pflegen sie noch vorzukommen. Im letztern Falle thut ein Vomitif die besten Dienste.

Wenn nun also die Lehre von innern Anfechtungen des Teufels in sich selbst zurückfällt, und wenn keine Religionsverfolgungen oder äuserliche Anfechtungen des Teufels mehr Statt finden, wie kann man iezt noch vor einer christlichen Gemeine von dem Kampfe sprechen, zu welchem sie verordnet sei? Wie kann man sie feierlich zum Streite auffordern und ausrufen — ergreifet den Harnisch Gottes, daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun, alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget? Wie kann man auf einen Christen, der iezt ein hohes Alter ruhig erreicht und auf seinem Bette den Tod der Natur stirbt, die Worte anwenden — ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten? Der gute Kampf, welchen Paulus, der so von sich sprach, gekämpft hatte, war seine unzuerschütternde Entschlossenheit, dem Judenthum mit allen äuserlichen Vortheilen in demselben zu entsagen; der Lauf, den er vollendet hatte, war die Führung seines apostolischen Amtes, und der Glaube, den er gehalten, war die Treue, mit welcher er dieses seines Amtes unerach-

ret aller Mühseligkeiten, Gefaren und Leiden, die mit selbigem verbunden waren, nicht müde geworden war. Wie passt also dis alles auf einen blossen Christen in unsern Tagen? Es klingt zwar gar fromm und andächtig, wenn man so etwas spricht; wenn die Zuhörer aber gefragt werden, was sie dabei denken, so denken sie nichts dabei, und es bleibt blos bei dunkeln und verworrenen Eindrücken, welche die wahre Erbauung nicht dulden mag.

Will man aber unter dem geistlichen Kampfe, welchen die Christen noch zu kämpfen haben, den Kampf mit ihren eigenen Leidenschaften und mit den verfürerischen Reitzen böser Beispiele Anderer verstehen, so dürfen erstlich alle iene angeführte und ihnen ähnliche Stellen der apostolischen Briefe dabei nicht zum Grunde gelegt oder auch nur angeführt werden, weil in ihnen schlechterdings nicht die Rede davon ist; — was sollte aus den Urkunden des Christenthums werden, wenn solchergestalt ieder durch selbstbeliebige Exegese und substituirte Ideen in sie hineintragen könnte, was er wollte? Sodann mus aber auch gleich deutsch herausgesagt werden, wovon eigentlich die Rede sei, damit die Christen nicht dennoch die Begriffe verwirren und sich Kämpfe träumen und einbilden, die sie gar nicht

mehr haben; und da wird sichs dann ergeben, daß man des nun ganz uneigentlich gewordenen Ausdrucks — geistlicher Kampf — gar füglich überhoben sein könne. Man sage den Christen lieber geradezu — folget weder blindlings euren Begierden, noch dem Exempel Anderer, sondern ziehet allemahl erst Vernunft und Gewissen zu Rathe und was diese euch sagen, das thut. Solche Ermahnungen stiften allerdings sehr wesentlichen Nutzen; denn Leidenschaften und Beispiele tirannisiren noch immer den grössesten Theil der Menschen. Die Sache geht aber sehr natürlich zu und es darf zu ihrer Erklärung kein Teufel erst zu Hülfe gerufen werden.

Sinnlichkeit ist die Grundlage des Menschen und aus ihr entwickelt sich erst nach Jahren der Verstand. Die Thätigkeit der Menschenseele erwartet aber die Ankunft des Verstandes nicht, sondern regt sich schon lange vor derselben. So hat sie keinen andern Führer und Bestimmer, als die Eindrücke, welche die Sinne auf sie machen. Sie überlässet sich denselben und so werden die sinnlichen Begierden erzeugt. Durch die öftere Befriedigung, welche diese erhalten, werden sie Leidenschaften, die alsdann, wenn der Verstand erscheint, schon eine

beträchtliche Stärke erhalten haben. Je schlechter die Erziehung ist, welche ein Mensch empfängt, je weniger in den Jahren, wo er selbst noch keinen Verstand hat, ihm fremder Verstand zu Hülfe kommt, desto unbändiger werden seine Leidenschaften. Gewohnheit in Befriedigung derselben wird ihm dann zur andern Natur, und wenn der angekommene Verstand ihn leiten will, so schnellt die Thätigkeit seiner Seele schon in der einmahl angenommenen Richtung fort. Nur allmählich, durch strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst und durch öfteres vorsätzliches Thun des Gegentheils wird er sich von seinen übeln Gewohnheiten losreissen. Da dis aber mit vielen Unbehaglichkeiten verbunden ist und da hernach Geschäfte und Sorgen des Lebens die Aufmerksamkeit des Menschen so leicht von ihm selbst ableiten: so bleiben die mehresten Menschen grobsinnlich und grosse Kinder, und handeln bei allem Verstande, als wenn sie keinen Verstand hätten. Sie werden thätig, ohne zu denken, wie sie sich gewöhnt haben, und denken hernach erst, wenn sie schon thätig gewesen sind. Man kann sie daher nicht genug auffordern, vorher zu denken und ihren Begierden nicht blindlings zu folgen.

Gleiche Bewandnis hat es mit den Beispielen Anderer. Diese sind die erste und natürlichste Schule, in welche der Mensch geräth, und man kann den Zeitpunkt nicht früh genug annehmen, wenn er in sie eintritt. Er weis und kann einmahl von Natur nichts; so mus er von seinesgleichen lernen und nachthun, was er sie thun siehet. Der Nachahmungstrieb ist ihm wesentlicheigen und muste es ihm sein. Daher sieht man die Kinder nicht nur in beständiger Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, sondern auch im immerwährenden Bestreben, kleine Kopieen der sie am öftersten umgebenden grossen Originale zu werden. Die Sprache mit allen ihren Fehlern, das Leben mit allen seinen Moden, die Religion mit allen ihren Vorurtheilen, die Moral mit allen ihren Selbstdispensationen — alles, alles nehmen sie von ihren Erziehern an, wie diese es ihnen darreichen. Sie sind nicht im Stande, das Nachahmungswürdige von dem Nichtnachahmungswürdigen zu unterscheiden; es fällt ihnen nicht ein, zu glauben, daß ihre Erzieher fehlen können, und so imitiren sie sie mit uneingeschränktem Vertrauen auf ihre Infallibilität. Kommen sie endlich zu Verstande, so ist ihnen das blinde Nachahmen Anderer schon zur Gewohnheit geworden; und da man sich von den ersten Ge-

wohnheiten am schwersten losreissen kann: so ist hieraus allein schon erklärbar, warum Beispiele auf den grössesten Theil der Menschen lebenslang so ausserordentlich wirken. Es kommen aber auch noch andere Ursachen hinzu. Auf ieden Fall ist es gemächlicher, in die Fusstapfen eines andern zu treten, als sich seinen Weg selbst zu bahnen; am allergemächlichsten ist es, da zu gehen, wo schon Tausende gingen, die den Weg recht fest traten. Ebenso ist es zu begreifen, warum man, statt selbst zu überlegen, wie man handeln müsse, sich lieber geradezu nach Andern richtet, und warum man vorzüglich dabei sich an den grössesten Haufen hält. Es ist allerdings viel Bequemlichkeit hierbei, und wenn man Andere für sich denken lässet, oder doch in dem Vertrauen, daß sie denken, getrost alles so macht, wie sie es machen: so kann man dabei ruhiger essen, trinken, schlafen, spielen, singen, tanzen, sich kahnen, schlittenfahren u. s. w. Auch ist nicht zu leugnen, daß Beispiele der vollkommenste Unterricht sind, den ein Mensch erhalten kann. Sie machen die Sache anschaulich und stellen die ganze Handlung von Anfang bis zu Ende mit allen ihren Haupt- und Nebenumständen, Hand- und Kunstgriffen öffentlich hin. Bei dem mündlichen oder schriftlichen Unterricht über dieselbe Hand-

lung wird manches vergessen; manches lässet sich auch durchaus nicht deutlich genug beschreiben; auch kann man nicht immer wissen, wie weit der Schüler schon in seinen Vorkenntnissen der Sache sei, um mit der Beschreibung nicht zu tief unten für ihn anzufangen. Man thue also die Handlung vor seinen Augen, so ist er vollkommen unterrichtet, und wenn man kein Wort dazu spräche. Da nun bei bösen Beispielen dis alles ebenso der Fall ist, wie bei guten, so ist es kein Wunder, daß iene ebenso hinreissend wirken, wie diese. Der böse Beispielgeber nimmt obendrauf noch oft weit mehr die Mine der Selbstzufriedenheit an, als der bescheidenere gute, er ist zudringlicher und keck, thut, als wenn er durch die böse Handlung, welche er als Beispiel hinstellt, wer weis wie glücklich wäre, und ladet hierdurch vorzüglich zu seiner Nachahmung ein. Endlich kommen auch oft noch besondere Umstände hinzu, welche das Beispiel überhaupt beinahe mit Allkraft wirkend machen. Wenn z. E. der Beispielgeber ein Mensch ist, von dem Andere viel zu hoffen oder zu fürchten haben, so ist es der sicherste Weg, sich bei ihm einzuschmeicheln, daß man ihm nachahme. Wenn er ein Vorgesetzter oder Oberer, ein Wohlthäter oder sonst ein Mann ist, der das Präludiz des Ansehens für sich hat, es sei

nun von Seiten seiner Gelehrsamkeit, oder von Seiten seiner Religiosität, welche Eindrücke mus rechts und links um ihn her sein Exempel machen! Ein vertrauter Freund vollends — wie viel vermag er damit über den andern, und — die höchste Liebe — vermag sie nicht alles damit? Es ist daher äuserst wichtig, die Menschen im Ganzen unaufhörlich aufzufordern, bei Beispielen auf ihrer Hut zu sein und ihnen wenigstens nicht blindlings zu folgen, sondern ausser der Frage, wer gibt das Beispiel? auch zu fragen, was für ein Beispiel gibt er? und hierüber den Ausspruch ihres Verstandes und Gewissens erst abzuwarten. Es ist äuserst nöthig, den Leuten im Ganzen begreiflich zu machen, daß es nur für die Kinderiahre gehöre, weiter nichts zu thun, als nachzuahmen, daß derienige also lebenslang ein grosses Kind bleibe, der nur immer Andern nachahmt, daß ieder Mensch dazu einen Kopf und ein Herz habe, um seinen Kopf und sein Herz bei seinen Handlungen zu Rathe zu ziehen, und daß man weit sicherer gehe, wenn man nach den Aussprüchen seines eigenen Verstandes und seines eigenen Gewissens, als nach fremden Beispielen, sich richtet, handelt und lebt.

Wie gesagt, will man diese Wachsamkeit über eigene böse Begierden und über die verführerischen bösen Beispiele Anderer, wozu allerdings noch der grössere Haufe nie genug aufgefordert werden kann, den geistlichen Kampf der Christen in unsern Tagen nennen, so setze man wenigstens den wahren Begrif desselben deutlich aus einander, und vermische ihn nicht mit dem Kampfe der ersten Christen, der ein Kampf des Glaubens war, in Erduldung der Religionsbedrückungen von ungläubigen Obrigkeiten bestand und durchaus nicht mehr Statt findet. Alsdann passt aber auch dieser geistliche Kampf nicht mehr auf alle Christen.

Dem wahrhaftigweisen Christen macht es gar keinen Kampf mehr, sich durch böse Beispiele nicht hinreissen zu lassen. Wozu soll er denn also noch thun, als kämpfte er damit? Er weis, was Tugend und Laster sei; er versteht sich genau darauf, Scheintugend von wahrer Tugend zu unterscheiden und auch das maskirteste Laster als Laster zu erkennen. Dabei steht er fest auf den Grundsätzen der Tugend, und so mag das böse Beispiel sein, welches es will, und der böse Beispielgeber, wer er will; mit Verachtung wen-

det er sich von beiden weg. Auch ist er längst von der Kindergewohnheit zurückgekommen, überhaupt nach Beispielen zu handeln. Er hat seinen eigenen Weg eingeschlagen und dabei die Lehre Jesu zum Führer genommen. Wie er in gewöhnlichen Fällen des Lebens handeln müsse, darüber ist er längst fertig; tritt also ein solcher ein, so handelt er getrost, wie er in selbigem schon tausendmahl gehandelt hat; Andere mögen es damit halten, wie sie wollen. Treten aber besondere Umstände dabei ein, oder ereignet sich ein ungewöhnlicherer, wichtigerer Fall, so fragt er sich selbst und nicht Andere, wie er handeln müsse, und wie sein Verstand und sein Gewissen aussprechen, so thut er. Bekommt er ia fremden Rath, es sei durch Wort oder durch Beispiel, so hält er ihn gegen ienen Ausspruch, und wenn selbiger dagegen ist, so bleibt er schlechterdings seiner eigenen Vernunft und seinem eigenen Gewissen treu. Er mus seine Handlung verantworten, nicht Andere; er hat die Folgen davon zu tragen, nicht Andere. Dis bestimmt ihn zur unerschütterlichen Treue gegen sich selbst und er übet sie aus ohne allen Kampf.

Ebenso macht es auch dem wahrhaftigguten Christen gar keinen Kampf mehr, sich durch

seine eigenen Begierden nicht hinreissen zu lassen. Wozu soll er also noch thun, als kämpfte er damit? Er ist längst Herr über seine Begierden; so wäre es Schande, die er ungerechter Weise sich selbst anthäte, wenn er sich so benähme, als wenn noch wilde und unbändige Leidenschaften in seinem Herzen tobten. Er hat, als er zu vollem Verstande kam, sein Herz nach der Lehre Jesu revidirt, alle seine Triebe und Begierden nur auf edle und würdige Gegenstände gerichtet, ihnen Maas, Ziel und Grenzen gesetzt, ihre edle Richtung so befestigt, das sie keine andere nehmen können, und in Beobachtung ihres Masses, ihres Ziels und ihrer Grenzen eine solche Gewohnheit erlangt, daß es ihn nun auch nicht mehr den geringsten Kampf kostet, diese nicht zu überschreiten. Der Streit zwischen Geist und Fleisch existirt für ihn nicht mehr; denn — der Geist regiert ihn schon längst. Jener unselige Zustand, wo man das Gute, das man will, nicht, wohl aber das Böse, das man nicht will, thut, ist nicht der seinige. Das Gesetz des Geistes hat ihn frei gemacht vom Gesetz der Sünde, und er dankt freudig Gott dafür durch Jesum Christum, seinen Herrn.

Für den weisen und guten Christen gibt es also, nochmals gesagt, gar keinen geistlichen Kampf

mehr. In stiller Ruhe und im sanften Frieden Gottes geniesst er das Bewustsein und den Segen seiner Tugend, geht auf ihrem Wege fort, geht immer eifriger darauf fort, nähert sich dem Ziele, erblickt da zwar keine Krone für sich, weil er kein Kämpfer war, wohl aber Seligkeit, die ihm seine Tugend verspricht, und erreicht diese, ohne unterwegs einen Feind erblickt zu haben, der sie ihm hätte rauben wollen.

XIV.

Sünde wider den heiligen Geist.

Jesus erklärte die Sünde wider den heiligen Geist für die grösseste unter allen, ja für völlig unverzeihlich. Welcher Christ sollte also nicht mit gewissenhafter Aengstlichkeit fragen, worin sie bestehe, um sich ihrer nie theilhaftig zu machen?

Der Unterricht Jesu über diese Sünde folgte unmittelbar darauf, als seine Feinde, um die Eindrücke, welche seine ausserordentlichen Thaten auf die Nation machten, zu schwächen, laut erklärt hatten, daß er sie nicht, wie die Propheten, durch Beistand Gottes, sondern, wie die Zauberer, durch Beistand des Teufels verrichte und überhaupt mit dem Teufel im Bündnis stehe. Da er nun eben ihrer Meinung nach einem vom Teufel besessenen geholfen hatte: so machten sie sich allerdings dadurch lächerlich, daß sie behaupteten, er treibe die Teufel durch den obersten Teufel aus. Jesus stellte des-

halb erst diese ihre Sottise auf mehr als eine Art in ihrer ganzen Blösse hin und fügte alsdann hinzu — Alle andere Lästerungen sind verzeihlich, die Lästerung des heiligen Geistes aber ist und bleibt unverzeihlich, und wer sie begeht, macht sich einer unabsehlichen Verdammnis schuldig. Und da macht Markus die ausdrückliche Bemerkung — das ging auf die, welche gesagt hatten, er habe einen unsaubern Geist, oder er stehe mit dem Teufel im Bunde und sei ein Hexenmeister.

Es fällt also offenbar in die Augen, daß die Sünde wider den heiligen Geist in der boshaften Verleumdung bestehe, daß nicht Gott, sondern der Teufel durch Jesum wirke und daß alle seine bewundernswürdigen Thaten nichts, als Zauberei, wären. Wo nun diese Verleumdung nicht ist, da ist auch keine Sünde wider den heiligen Geist. Es gehört aber auch ausdrücklich dazu, daß derjenige, welcher sich dieser Verleumdung schuldig macht, ein Augenzeuge der Thaten Jesu sein müsse. Nur ein solcher kann sich nicht nur ganz vollkommen von der Wahrheit derselben überzeugen, sondern, weil er persönlich dabei gegenwärtig ist und alles beobachten kann, so machen es ihm auch

ihre Beschaffenheit, ihr durchaus nur wohlthätiger Zweck und die ganze Art, wie sie Jesus verrichtet, sichtbar, daß sie unmöglich Teufelswerk sein können, sondern Gotteswerk sein müssen. Wirklich hatte Jesus eben, als seine Feinde die Lästerung ausstiessen, eine ausserordentliche That vor ihren Augen verrichtet, und ihr Ingrimm darüber, daß sie das Faktum, weil sie es mit *eigenen* Augen gesehen, nicht ableugnen oder in Zweifel stellen konnten, verleitete sie eben zu ihrer Lästerung.

Aus dieser gewis einzigrichtigen Erklärung der Sünde wider den heiligen Geist wird es dann auch nur begreiflich, wie Jesus sowohl zwischen ihr und der Sünde wider den Menschensohn, da sie doch ein und dieselbe Person zum Gegenstande hatten, einen Unterschied machen, als auch diese verzeihlich, jene aber unverzeihlich nennen konnte. Die Sünde wider des Menschensohn bestand in der Lästerung der äuserlichen pomplosen Gestalt Jesu, welche sich nach der vorgefassten Meinung mit dem Messias nicht vertrüge, oder allenfals auch in der Lästerung seines moralischen Karakters, z. E. wenn es hies — der Menschensohn ist ein Weinsäufer, ein Zöllner- und Sünderkamerad. Diese Lästerung blieb verzeih-

zeihlich; man konnte nehmlich durch Jesu Unterricht und Thaten hernach eines bessern belehrt werden. Das Gerücht von den letztern konnte sogar antreiben, ihn zu hören, und so konnte eine einzige angehörte Rede Jesu den Sünder gegen seine Person bekehren. Die Sünde wider den heiligen Geist aber bestand in der Lästerung seiner Thaten, indem man den durch Jesum sie wirkenden Gott vorsätzlich nicht sehen, sondern dabei nichts, als Teufel, erblicken wollte. Dis zeigte nicht nur von gänzlicher Unbesserlichkeit, — denn wer gegen sinnliche Beweise taub und blind ist, und sein Gewissen gegen diese verhärten kann, auf den wird nichts Eindrücke machen; sondern man hatte auch, sobald man Jesum für verbündet mit dem Teufel erklärte, weiter keine Ursache, ihn anzuhören, man muste vielmehr auch seine Lehre als eine Teufelslehre hassen und verabscheuen, und so konnte man durch sie auch nicht besser werden.

Nebenbei ist dieser ganze Unterricht Jesu über die Sünde wider den heiligen Geist auch ein ewigbleibendes Denkmahl seiner edeln Bescheidenheit. Es fiel ihm nie ein, sich so viel anzumassen, als spätere Theologen ihm geben. Gottes Ehre ging ihm über Alles. Jede Sünde gegen ihn selbst

war ihm eine verzeihliche; eine Sünde gegen Gott aber eine unverzeihliche; denn — heiliger Geist bedeutet hier nichts anderes, als Gott, den reinen und guten Geist, im Gegensatze gegen den unreinen und bösen Geist, unter welchen die Juden sich den Teufel dachten und den sie Jesu zuschrieben. Und so kann es auch weiter keine Schwierigkeit machen, wie eine Sünde gegen die dritte Person in der Gottheit grösser sein könne, als eine Sünde gegen die zweite. Es ist hier gar von keiner zweiten und dritten Person die Rede; die Rede ist von Jesu und von Gott, und daß eine Sünde gegen Gott grösser sei, als eine Sünde gegen Jesum. Doch — zurück zur Sache.

Alles das, was hier über die Sünde wider den heiligen Geist gesagt worden, vorausgesetzt, leuchtet es offenbar ein, daß diese Sünde in unsern Tagen gar nicht mehr begangen werden könne und daß also auch vor ihr gar nicht mehr gewarnt werden dürfe. Wir sind keine Augenzeugen der Thaten Jesu mehr; dis müste aber schlechterdings sein, wenn die Möglichkeit derselben noch Statt finden sollte. Man hat daher auch kein Beispiel, daß irgend ein Apostel nach

Jesu Tode von dieser Sünde noch geredet hätte. Sie war nur eine Sünde der Zeitgenossen Jesu. Welcher vernünftige Mensch würde auch wohl in unsern Tagen auf den Einfall kommen, Jesu ausserordentliche Thaten lieber für Hexerei, als für Werk Gottes, der ihn mit ganz besondern Kenntnissen, Talenten und Kräften ausgerüstet hatte, zu erklären? Es ist aber schlechterdings nöthig, laut und öffentlich, und sogar im Schulunterrichte schon, den Leuten nun auch zu sagen, daß die Sünde wider den heiligen Geist nicht mehr begangen werden könne; denn von unsern Schwermüthigen ist immer einer um den andern, der sich mit dem Gedanken martert, daß er sie begangen habe und also nicht selig werden könne. Hätte man sie in der Jugend richtiger belehrt, so hätte ihre zerrüttete Fantasie eine Grille weniger, nach der sie fassen könnte.

Es ist zwar bekannt, daß viele den Wiederabfall von der einmahl erkannten und angenommenen Wahrheit zu dieser Sünde machen; dennoch aber kann nie erwiesen werden, daß solchen je ein Apostel, oder vorzüglich der Verfasser des Briefs an die Ebräer, der mehr, als ein-

mahl, von ihm in den stärksten Ausdrücken spricht, dazu gemacht habe. Uebrigens ist auch in unsern Tagen sogar der Wiederabfall von erkannter Wahrheit nicht denkbar. Entweder es ist nicht Wahrheit, wovon man abfällt, und dann ists recht, von ihr abzufallen; oder man hat sie nicht erkannt und alsdann fällt man eigentlich gar nicht von ihr wieder ab, weil man ihr noch nicht wahrhaftig ergeben war. Von wirklicher Wahrheit, die man wirklich erkannt hat, ists unmöglich, abzufallen, oder — man müste seinen Verstand verliehren. Soll aber Versagung des äuserlichen Bekenntnisses der Wahrheit, oder Ableugnung derselben Abfall heissen, so haben alle die Ursachen iezt aufgehört, welche ihn in den ersten Zeiten des Christenthums veranlassen konnten. Man verstehe auch nur unter Wahrheit nicht besondere kirchliche Sisteme der verschiedenen christlichen Sekten, deren eins mancher unter Umständen wohl gegen das andere vertauscht, sondern — Christenthum. Wohin sollten wir denn aber iezt von diesem abfallen? Zum Judenthum oder Heidenthum etwa? Das müsten wir, wenn wir des Abfalls beschuldigt werden sollten, und dis war eigentlich der Abfall, oder vielmehr Zurückfall, des-

sen sich zuweilen die ersten Christen schuldig machten.

Ebenso kann auch blosse Beharrlichkeit im Unglauben oder in Lastern nicht Sünde gegen den heiligen Geist genannt werden, denn weder Jesus, noch seine Apostel, haben sie so genannt. Auch würde sonst folgen, daß man keinen Menschen eher der Sünde gegen den heiligen Geist beschuldigen könnte, als bis er — todt wäre; wenn er nehmlich wirklich bis ans Ende in Unglauben und Bosheit beharret hätte. Alsdann wäre seine Beharrlichkeit ihm allerdings unverzeihlich; aber nicht darum, weil es die Sünde wider den heiligen Geist wäre, sondern wie jede andere Sünde, welche der Thäter nicht wieder gut macht. So lange nun aber der beharrlichste Ungläubige und Lasterhafte noch lebt, kann er noch immer zum Glauben und zur Tugend zurückkehren, und wenn er dis thut, sollte ihm dann seine Sünde nicht vergeben werden? Sonach könnte man keinen lebendigen Menschen einen Sünder wider den heiligen Geist nennen; Jesus aber hat einige seiner lebenden Zeitgenossen so genannt und ausdrücklich gesagt, sie bekämen Verzeihung in dieser Welt so wenig, als

in der künftigen. Wem die Verzeihung in dieser Welt versagt wird, der mus ia wohl nach seiner Sünde noch in ihr sich aufhalten und noch fortleben. Jesus mus also unter der Sünde wider den heiligen Geist wohl etwas anderes verstanden haben.

Boshaft aber wäre es, wenn man denienigen zum Sünder wider den heiligen Geist machen wollte, welcher iezt nicht zugestände, daß Jesus, wenn er die sogenannten Besessenen geheilt, wirklich Teufel aus ihnen getrieben habe. Jesus selbst hat dis nie verlangt, sondern nur gewollt, daß man, wenn man einmahl glaubte, daß er Teufel austriebe, nicht glaube, daß er sie durch den obersten Teufel austreibe. Die Hauptsache war, daß man die vermeinte Teufelaustreibung für eine Hülfe betrachten solle, welche der allhelfende Gott durch ihn leiste; übrigens blieb iedem unbenommen, sich bei der Teufelaustreibung selbst zu denken, was er wollte. Auffallend mus es doch schon iedem Leser des Evangeliums sein, daß Johannes nicht einer einzigen Teufelsaustreibung Erwähnung thut. Und doch war er der Mann, welcher sich gern alles, was seinen

Herrn und Meister verherrlichen konnte, an- und aufführte. Er mus also nichts verherrlichendes und grosses für Jesum darin gefunden haben, wenn der gemeine Haufe ihm nachsagte, daß er Teufel austreibe. Zugleich war er unter allen Jüngern derjenige, welchem Jesus alles vertrauete; es ist also, weil er gar keiner Teufelsaustreibung gedenkt, zu vermuthen, daß ihn Jesus in geheim über die Sache aufgeklärt und ihm geradezu gesagt habe, daß das Teufelaustreiben nur ein Volksausdruck von Heilung gewisser Krankheiten sei. Wenn dis nun aber auch nicht wäre, so sind wir in unsern Tagen doch so weit, daß wir uns dis selbst sagen können. Ehe die Juden nach Babel kamen, haben sie von Besessenen nichts gewust. Nur nach ihrer Zurückkehr von da findet man erst unter ihnen das abentheuerliche Sistem von bösen Geistern, als den Urhebern gewisser nicht leicht erklärbaren fürchterlichen Krankheiten. Was kann aber aus Babel Kluges oder Gutes kommen? Schämen müssen wir uns schon als Christen jeder Meinung, die wir von den Juden annehmen, sobald es historisch erwiesen ist, daß diese sie von Heiden annahmen. Es gibt keine abscheulicheren Schulmeister für

Christen, als die chaldäischen Philosophen. Und dennoch prädominiren sie noch so sehr unter den christlichen Schulmeistern. — O weh, o weh! Jesus ist nicht Schuld daran. Er hat, wenn er einen sogenannten Besessenen heilte, sich immer als ein kluger Arzt betragen, der die Krankheit heilt und dem Kranken überläßet, was er von seiner Krankheit denken wolle; so, wie noch heut zu Tage der gesetzte Medikus, wenn der gemeine Mann über Alpdrücken klagt, statt ihm erst vorzudemonstriren, daß ihn kein Alp drücke und daß es keinen Alp gebe, welches dieser sich doch nicht einreden lassen würde, lieber gleich Mittel dagegen verordnet. Er überlies es weise der wachsenden Natur- und Körperkunde späterer Zeiten, diesen Arten von Krankheiten, welche man aus Unwissenheit einwohnenden Dämonen zuschrieb, ihren eigentlichen Nahmen zu geben. Dis ist nun geschehen; dieselben Krankheiten, wie aus den Beschreibungen, welche die Evangelisten von ihnen machen, erhellet, existiren noch und vorzüglich in ienen Gegenden, wo Jesus lebte, und wir wissen sie zu erklären, ohne Teufel dazu zu Hülfe nehmen zu dürfen. So müssen wir nun der

Wahrheit zu Ehren es ableugnen, daß Jesus Teufel ausgetrieben habe; den Sittenteufel ausgenommen, oder das Böse im Herzen und Leben des Menschen, welches er durch seine Lehre zu vertreiben recht eigentlich bestimmt war. Uebrigens bleiben die hülfreichen Handlungen Jesu gleichgros dabei, und es ist nicht abzusehen, warum es weniger Ehre sein könnte, die unheilbarsten Krankheiten zu heilen, als Teufel auszutreiben.

Auch darf es dem naturkundigen Denker in unsern Tagen nicht zur Sünde angerechnet werden, wenn er Erklärungsarten über alles das, was die Vorwelt Wunder und Zeichen nannte, aufsucht, welche von der ersten uralten abweichen. Die Hauptsache sind und bleiben doch nur die Fakta selbst; findet er nun eine Erklärung derselben, welche für ihn genugthuender ist, als eine andere: so ist er es seinem Verstande schuldig, sich an sie zu halten, und wird dadurch keineswegs ein Ungläubiger an die Thatsachen selbst, daß er über ihre Beschaffenheit anders, wie gewöhnlich, denkt. Die Thatsachen selbst verlieren auch dabei nichts; denn sie bleiben immer ausserordentliche Handlungen, und dieiens-

gen, welche sie verrichteten, ausserordentliche Menschen; wäre auch beides nur von ihrem Zeitalter zu verstehen. Eine verabscheuungswürdige Lieblosigkeit würden wir also an demienigen ausüben, welcher etwa diese oder iene ganz besondere Hülfleistung Jesu natürlich zu erklären versuchte, wenn wir ihn deshalb unter die Leute rechnen wollten, welche ausriesen — er treibt die Teufel aus durch den obersten Teufel. Es ist ia ganz das Gegentheil von einander — etwas für Hexerei ausgeben und etwas aus der Natur zu erklären suchen; ienes thut ein Thor, dieses ist die Freude des Weisen. Jesus hat auch nur dagegen geeifert, daß man seine Thaten nicht für Hexerei und Teufelswerk halten solle, aber nicht dagegen, daß man sie nicht natürlich zu erklären suchen solle. Von den Aposteln bemerkt Markus ausdrücklich, daß sie viel Sieche durch Salbung mit Oel gesund gemacht hätten, und dis geschah unmittelbar darauf, als Jesus sie ausgesendet und vor ihrer Aussendung selbst instruirt hatte. So mus er doch ihnen diese Salbung als ein Heilmittel empfohlen und ihnen die Oele dazu genannt haben. Hätten wir nun eine solche Kur, welche durch Oel bewirkt ward, dennoch als eine

wirkliche Wunderkur betrachten sollen: so ist nicht einzusehen, was der Oel dabei gesollt hätte; auf jeden Fall ist doch eine Kur ohne Oel und ohne Alles mehr Wunderkur, als mit Oel. Jede ausserordentliche That Jesu bleibt übrigens dennoch eine That, die Gott durch ihn verrichtet hat, wenn wir sie auch natürlich zu erklären wüsten; denn mus denn eine Gottesthat gerade unmittelbar und unnatürlich sein? Sollte man nicht denken — — je natürlicher, desto göttlicher?

Ja, wir müssen in unsern Tagen mit unserer Billigkeit gegen rechtschaffene Denker noch weiter gehen und es ihnen auch nicht einmahl zur Sünde anrechnen, wenn sie sogar die Wahrheit der Geschichte der ausserordentlichen Thaten Jesu erst bewiesen wissen wollen. Ein Anderes ist es, wenn man Augenzeuge von ganz ungewöhnlichen Begebenheiten wird und dann wider alle eigene sinnliche Erfarung und Ueberzeugung vorsätzlich und aus Bosheit sie verkleinert oder gar bezweifelt; ein Anderes aber ist es, wenn man von dergleichen Begebenheiten nach Jahrtausenden blos lieset und doch als ein wahrer Freund der Religion nicht blos zum Glauben, sondern zum

vernünftigen Glauben an sie gelangen will. Da zeugt es von edlem Eifer für Gott und für Jesum, wenn die Frage aufgeworfen wird — wie beweiset ihr, daß iene Erzählungen eben so wahr sind, als sie alt sind? Es ist kein Verbot da, so zu fragen, und es konnte auch keins gegeben werden, wenn das Christenthum Vernunftmässigkeit haben sollte. In den Worten Jesu — selig sind die nicht sehen, und doch glauben, liegt dergleichen Verbot am allerwenigsten, wohl aber die ewige Wahrheit, daß ein Mensch, der durch Nachdenken sich von der Richtigkeit einer Sache überzeugt, mehr Ehre von seiner Ueberzeugung habe, als der, welchem durch den Anblick der Sache selbst die Ueberzeugung sich unwiderstehlich aufdringt. Paulus gibt sogar zu seiner Zeit schon den Rath, alles erst zu prüfen. Womit könnten wir uns also wohl entschuldigen, wenn wir iezt einen Menschen, der nach Jahrtausenden die Wahrheit der evangelischen Erzählungen erst prüfen und bewiesen haben will, verketzern wollten? Er will ia nur nicht wie ein Köhler, sondern wie ein vernünftiger Christ glauben, und hat dabei den Paulus selbst auf seiner Seite. Und was sagen wir

damit, wenn wir den Beweis ablehnen? Soll es der redliche Forscher für Stolz anerkennen, als wenn die grübelnde Vernunft keine Antwort in Glaubenssachen verdiente: so wird er mit Recht erwiedern, daß dieser Stolz thöricht sei, weil die Rechte der Vernunft auch in Glaubenssachen unverjährbar sind. Oder wollen wir durch Ablehnung des Beweises den Verdacht erwecken, als fühlten wir, daß er nicht evident geführt werden könne? Nun, so würde die Religion nie mehr ohne Noth beschimpft, als so durch uns. Nein, aus Achtung für sie wollen wir den Beweis mit Freuden führen und Grund angeben von dem Glauben, der in uns ist, und zeigt uns der Denker noch Lücken in unserm Beweise, so wollen wir sie gewissenhaft ergänzen. Dankbar werden wir dann einander dafür in die Arme fallen und die Stunde segnen, in der wir uns beide im Glauben stärkten.

Träte endlich jemand auf und spräche — ich lasse die Wunder Jesu auf sich beruhen, halte sie blos für einen Beweis der Wahrheit des Christenthums in dem ersten Zeitalter der Kirche, bedarf ihrer nicht zu meinem Glauben an Jesum und bin ohne sie von ganzem Herzen gern ein

Christ — so dürften wir weiter nichts thun, als die ganze Sache seinem Gewissen überlassen. Lebt er nur als ein wahrer Christ, so geht es uns nichts an, aus welchem Grunde er Christ sei. Er ist alsdann ein weit wahrerer Christ, als derienige, welcher den Beweis für das Christenthum aus den Wundern mit aller Strenge zu führen weis und dabei die ihm solchergestalt erwiesene Lehre Jesu nicht ausübt. Wem fällt hierbei nicht iene Sprache ein — Herr, haben wir nicht in deinem Nahmen Teufel ausgetrieben und in deinem Nahmen viel Thaten gethan? Ebenso passt gewis auf viele, welche sprechen — Herr, haben wir nicht geglaubt und bewiesen, daß du Teufel ausgetrieben und viel Thaten gethan habest? dieselbe Weisung Jesu — Ich kann euch doch nicht für die Meinen erkennen, ihr habt nicht in meinem Nahmen gelebt, Uebelthäter bliebt ihr bei allem euren Glauben an meine Wunder — weichet! Die Hauptsache im Christenthum ist, daß man Jesu Wort halte und seine Lehre für wahr annehme und ausübe. Wenn nun iemand diese Lehre ihrer eigenen innern Vor-

treflichkeit wegen liebgewinnt, wenn er sie darum für wahr annimmt, weil sie seinem Verstande und Herzen durchaus angemessen ist, und wenn er sie darum ausübt, weil sie ihn mit ieder Ausübung auf allen Seiten noch glücklicher macht: so ist er ein ebenso wackerer Christ, als derienige, welcher die Lehre Jesu seiner Wunder wegen für wahr annimt und ausübt. Beide nehmen sie für wahr an und üben sie aus; und dis ist die Sache. Sie sind zwei Menschen gleich, die auf zwei verschiedenen Wegen zu demselben Ziele kommen. Was geht es den einen an, daß der Andere nicht gerade seinen Weg dazu nahm? Und wie, wenn dieser am Ende gar sagen könnte, daß er den kürzern Weg gewählt habe? Jeder Beweis ist nicht für iedermann. Die subiektivische Verschiedenheit ist zu gros; den einen überzeugt dieser, den andern iener Beweis. So ists mit aller Wahrheit; so ists auch mit der Wahrheit des Christenthums. Jesus selbst sah dis voraus und darum stellte er verschidene Beweise für seine göttliche Sendung hin. Auffallend mus es doch in der That iedem sein, daß er, der einst auf die Frage — bist du, der da kommen soll u. s. w. zur Antwort gab — saget dem Frager nur, was ihr bei mir sahet

u. s. w., zu einer andern Zeit in einer Art von Unwillen ausrief — wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehen, so glauben sie nicht. Uebrigens ist es klar, daß Jesus dem Beweise für seine Lehre *aus ihrer eigenen Vortreflichkeit* den Vorzug vor dem Beweise aus den sie begleitenden Wundern gegeben habe. Wer recht inne werden wolle, ob sie von Gott sei, sagte er ausdrücklich, der müsse nur *anfangen*, sie auszuüben; wer es mit ihr halte und bei ihr beharre, der erkenne Wahrheit und werde frei; wer aus der Wahrheit sei, der höre seine Stimme u. s. w. Wie hätte auch wohl ein Mann den Hauptbeweis für die Wahrheit seiner Lehre in seinen Wundern setzen können, der selbst eingestand, daß auch falsche Propheten diese Wunder mit ihm gemein haben könnten? Diese *einzige* Aeuserung Jesu dürfte vieleicht mit der Zeit über das ganze Kapitel von Zeichen und Wundern viel Licht verbreiten. Für iezt sei es genug, den Satz festgestellt zu haben, daß, sobald nur iemand ein wahrer Christ ist, Niemand, er sei auch, wer er wolle, sich darüber zum Inquisitor aufwerfen dürfe, ob er es auch durch den Glauben an die Wunder des Christenthums geworden sei, oder nicht.

XV.

Ende der Leibeigenschaft.

Leibeigen ist derjenige, welcher, ohne selbst etwas eigenes für sich zu haben, einem Andern ganz und gar und bis auf Tod und Leben unterworfen ist. Sobald dieser Begrif mit der Leibeigenschaft verbunden wird, belehrt uns die Menschlichkeit, daß für sie keine einzige Entstehungsart denkbar sei, welche sie zu einer gerechten Sache mache. Eigentlich aber entstand sie durch den Krieg, der im rohesten Alterthum nach Räuberart geführt ward; da man dann die Ueberwundenen entweder tödtete, oder zu Sklaven machte, und diese bald behielt, bald verkaufte. Da gab es Menschenmärkte, wie heut zu Tage Viehmärkte, und iezt noch behandeln barbarische Nationen ihre Kriegsgefangenen so. Daher auch das Braten der Gefangenen unter nordamerikanischen Wilden und der grosse Vorrath von Menschenfleisch auf den Fleischbänken im innern Afrika.

Der menschlichere Moses behielt als Aufrichter eines neuen Staats die damals allgemein unter den Völkern eingeführte Leibeigenschaft zwar bei, schränkte sie aber doch sehr ein und gab ihr ein leidlicheres Ansehen. Auf Menschendiebstahl und auf Verkauf gestohlner Menschen, d. h. auf Seelenverkäuferei, setzte er die Todesstrafe. Der ehrwürdige Israelit! Sein Nahme sei dafür gelobet! Das Recht über Leben und Tod der Sklaven versagte er durchaus den Herren. Der Sabbat kam ienen ohne Unterschied ebenso zu gute, wie diesen. Wer seinem Sklaven auch nur einen Zahn ausschlug, der muste ihn auf der Stelle frei geben. Waren Knecht und Magd von der Nation selbst, so dienten sie nur sechs Jahre und durften diese Zeit über schlechterdings nicht als wirkliche Leibeigene, sondern nur als zwiefache Taglöhner behandelt werden; ia, nach Verflus der Dienstzeit durfte der Herr sie nicht leer von sich gehen lassen, sondern muste sie beschenken von der Heerde, von der Tenne und von der Kelter. Dis alles fand ausdrücklich bei Leuten sogar Statt, die aus Armut sich selbst verkauften, und nur durch freiwilligen Selbstverkauf konnten Mitbürger Knechte ihrer Mitbürger werden. — So weit kam schon Moses in seiner Reform einer der wichtigsten

Angelegenheiten der Menschheit, und wer sollte ihn nicht dafür ehren und segnen?

Jesus, der auf einer ganz andern Seite das Heil der Menschheit betrieb, lies jüdische Polizei, wie jüdische Justiz, auf sich beruhen. Sein Reich war nicht von dieser Welt, und so wenig er sich einst auf wirklich an ihn geschehene Aufforderung in die Erbschaftssache einer Familie mischen wollte, eben so wenig mischte er sich unaufgefordert in die Verhältnisse der Stände und des bürgerlichen Lebens. Er überlies es seiner sanftern Lehre, mit der Zeit und allmählich die rauhen Ecken abzuschleifen und zu glätten, welche die gesamte Lage der menschlichen Geselschaft noch hatte. Was würde es ihm auch geholfen haben, zu einer Zeit gegen die Härten der Leibeigenschaft zu reden, wo es noch Rechtens war, daß man, um zu seiner Bezahlung zu gelangen, den Schuldner mit Weib und Kind verkaufen lassen konnte. Daß Jesus dis einst anführte, beweiset nicht, daß er es gebilligt habe. Ebenso sind auch Stellen, wie folgende — „Wenn iemand einen Sklaven hat, der den Tag über pflügen oder hüten mus, lässet er ihn wohl so, wie er Abends aus dem Felde nach Hause kommt, gleich seine Mahlzeit einnehmen, oder

lässet er sich nicht vorher noch bei Tische von ihm bedienen und ihn dann erst essen? Erweiset er ihm besondere Gunst dafür, daß er sein Tagewerk vollendet hat? Ich glaube kaum" — oder — „Ein Knecht, der seines Herrn Willen weis und ihn nicht thut, wird viel Streiche bekommen" — — blosse Anführungen der Sitten und der Hausdisciplin damahliger Zeiten als erläuternde Gleichnisse zu andern Wahrheiten, welche Jesus dadurch versinnlichen wollte.

Den Aposteln aber ward bei weiterer Ausbreitung des Christenthums unter Heiden sowohl, als Juden, die Leibeigenschaft ein wichtigerer Punkt, und sie haben ihn verschiedentlich mit Ausführlichkeit und meisterhaft abgehandelt. So *viel* ist ausgemacht, daß sie ihre Abschaffung nicht verlangten. Sie ermahnten die Herren blos zur Menschlichkeit gegen ihre Sklaven, diese aber zum unbedingten Gehorsam, ia sogar zur Erduldung der unverdientesten Mishandlungen von Seiten ihrer ungläubigen Herren, und trösteten sie damit, daß sie dadurch Gott wohlgefielen und das Christenthum verherrlichten, daß sie Freigelassene des Herrn Jesu wären, und daß man als Sklave, wie als freier Mensch, nützlich sein und also auch

auf göttlichen Lohn rechnen könne. Sogar, wenn ihre Herren Christen wären, sollten sie ihnen gehörig unterwürfig leben und sich nicht etwa unter dem Vorwande ihren Pflichten entziehen wollen, daß sie Brüder mit ihnen wären; vielmehr sollten sie diesen ganz besonders dienstbar sein, weil vorausgesetzt werden könne, daß selbige sie gelinder und menschlicher behandelten, als andere.

Dis alles haben nun zwar die Apostel wirklich zu ihrer Zeit gelehrt, keinesweges aber haben sie die Beibehaltung der Leibeigenschaft im Christenthum auf ewige Zeiten dadurch gutheissen wollen. Bist du einmal Sklav, sprach damals schon Paulus ausdrücklich, und kannst du nicht loskommen, so füge dich in dein Schicksal; kannst du aber frei werden, so brauche dis viel lieber. Am allerwenigsten aber hielt es dieser Apostel für eine Christenpflicht, wenn man noch frei wäre, sich erst zum Sklaven machen zu lassen. Aeuserstwichtig ist in dieser Hinsicht sein Ausspruch — Ihr seid theuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!!! Und so wäre es dann doch wohl klar genug, daß auch das Urchristenthum wenigstens weder ein Recht gibt, Menschen, die noch frei sind,

erst zu Sklaven zu machen, noch freien Menschen die Pflicht auflegt, sich, es sei unter welchem Vorwande es wolle, gutwillig zu Sklaven machen zu lassen.

Es ist gar nicht schwer, einzusehen, warum sich die Apostel in Ansehung der einmahl eingeführten Leibeigenschaft so benahmen und ihre Abschaffung nicht begehrten. Ihr ganzes Benehmen war die lobenswürdigste apostolische Pastoralklugheit. Wie würde ein solches Begehren mehr, als alles andere, die Herrschenden damals geradezu zur Unterdrückung des Christenthums aufgebracht haben! Man hat ja in den neuesten Zeiten sogar anrathen müssen, das Gesetz, daß die armen Schwarzen in den Zuckerplantagen, sobald sie Christen würden, freigelassen werden sollten, ausser Kraft zu setzen; weil die Erfarung gelehrt, daß ihre Herren ihre Annahme des Christenthums deshalb mehr verhinderten, als beförderten. So dachten Unmenschen zu allen Zeiten, sobald sie auf das Recht des Stärkern pochen konnten. Wenn aber ein vornehmer Nichtchrist zu den Zeiten der Apostel fand, daß er keine treuere Sklaven haben könne, als christliche, so sah er es gern, wenn die Sklaven, welche er schon hatte, Christen wurden, und kaufte am liebsten christliche

Sklaven, und da gelang es dann diesen wohl gar zuweilen, mit der Zeit auch ihren Herrn zu bekehren. Ueberhaupt musten die Apostel alles vermeiden, was auch nur den Schein geben konnte, als sollte das Christenthum auch in den politischen Lagen der Welt Reformen hervorbringen. Es war noch zu früh hierzu und man konnte dis nicht eher erwarten, als bis die christliche Religion herrschende Länderreligion würde und wirkliche christliche Staaten sich bildeten.

Nun aber, da dis wirklich geschehen ist und das Christenthum auch andere wohlthätige Reformen in der politischen Lage der Menschheit bewirkt hat, müssen wir auch über die Leibeigenschaft anders denken. Nicht, als dürften iezt christliche Völker, die noch unter dem Joche sind und unter Leibeigenschaft seufzen, das Joch mit Gewalt und durch Aufruhr abschütteln; sondern — christliche Obrigkeiten in Ländern, wo das Christenthum herrscht, sollen sich iezt verbunden fühlen, aus sich selbst die Leibeigenschaft mit ihrer Härte, als etwas dem Karakter eines christlichen Volks ungeziemendes, abzuschaffen und nur auf eine billige Unterwürfigkeit der Menschen, wodurch den wesentlichen Menschenrechten

kein Abbruch geschiehet, zu halten. Dis sind Worte, welche schon vor mehr, als zwanzig Jahren, ein sächsischer Theologe vom ersten Range zu Leipzig niederschrieb und drucken lies; weshalb der Verfasser dieser Schrift keinen Anstand nimmt, sie hier noch einmahl abdrucken zu lassen.

Die Natur weis von keiner Leibeigenschaft. Sie schuf alle Menschen frei. In der bürgerlichen Gesellschaft mus der Mensch nun zwar auf das Extrem, uneingeschränkte Freiheit, Verzicht thun; nimmermehr aber kann sie ihn zum entgegengesetzten Extrem, zur Sklaverei, verurtheilen; sonst verlässet er sie lieber und kehrt in die Wälder zurück. Das Loos des in bürgerlicher Gesellschaft lebenden Menschen ist durch die Gesetze eingeschränkte Freiheit. Verkauft Jemand aus Armut sich selbst, so mus er sich, wenn er wieder zu Gelde kommt, auch wieder loskaufen können. Dis Recht galt unter den Juden schon. Am allerwenigsten aber kann Jemand, der sich verkauft, seine Nachkommen zu ewigen Zeiten, die in den unnatürlichen Verkauf nie eingewilligt haben, mitverkaufen. Und nie kann ein Mensch, der den andern mit Gewalt zu seinem Sklaven macht, beweisen, daß er Recht dazu habe. Und noch weit weniger können seine Nachkommen ein Recht haben, die Nachkom-

men dessen, welchen er mit Gewalt zum Sklaven machte, als ihre Sklaven zu betrachten. Wenn dis auch Jahrtausende lang geschehen ist, so beweiset es doch weiter nichts, als daß Jahrtausende lang Unterdrückung des ersten Menschenrechts ausgeübt werden konnte, und daß es dadurch von der höchsten Noth geworden, daß Gott, wenn er das Heil des Menschengeschlechts iemals vollenden wollte, endlich ganz besondere Anstalten treffen müssen, um der unnatürlichen Sklaverei ein Ende zu machen. Dis hat nun durch die Aufrichtung des Christenthums geschehen sollen.

Jesus, der, wie gesagt, über Staatssachen gar nicht sprach, sondern ihrentwegen alles den wohlthätigen Wirkungen seiner zu menschlichern Gesinnungen stimmenden Lehre überlies, hat dieses doch selbst deutlich genug zu verstehen gegeben. Als er in der Sinagoge zu Nazaret Vorlesung hielt, deklamirte er die Worte des Esaias — „Jehova's Geist ist mit mir. Gott hat mir den Auftrag gegeben, den unter der Knechtschaft seufzenden Freiheit anzukündigen und sie mit der Nachricht von dem grossen Hall- oder Erlasiahre des Herrn zu erfreuen" — und da sezte er hinzu: Nun soll geschehen, was hier geweissagt ist. Wenn Je-

sus also auch für seine Person es mit der Leibeigenschaft nicht aufnahm, so hatte er doch das Zutrauen zu seiner Lehre, daß diese sie gewis verdrängen würde. Moses sogar sah schon voraus, daß es einmahl so weit kommen müsse, und bereitete durch das Hall- und Erlasiahr, welches alle funfzig Jahre gefeiert werden und worin ieder wieder zu seinem Geschlechte, wie zu seiner Habe, zurückkommen sollte, dazu vor.

Der ganze Geist, welchen das Christenthum athmet, beweiset es aber auch, daß das Christenthum der Sklaverei ein Ende machen solle. Nach demselben wird sogar die Leibeigenschaft aufgehoben, in welcher das Volk Israel bei Gott stand; an die Stelle des knechtischen Geistes tritt der kindliche, und wie der Unterschied zwischen Juden und Griechen aufhören soll, so soll auch der Unterschied zwischen Sklaven und Freien aufhören. Gott wird als ein Vater aller Menschen vorgestellt, und alle Menschen sollen sich als seine Kinder, folglich unter einander als Brüder betrachten. Sie sollen alle für einander beten und alle im Nothfall für einander das Leben lassen können. Wie ist Leibeigenschaft mit diesem allen vereinbar? Und erzwang man aus Noth in den ersten Zeiten Vereinbarkeit der Sklaverei mit dem Chri-

stenthum; wie kann man glauben, daß das Christenthum immer und ewig auf der untersten Stufe seiner erlösenden und wohlthätigen Einflüsse auf die Menschheit stehen bleiben solle? Nach Jahrtausenden ist es doch nun wohl endlich Zeit, daß es da, wo es wahrhaftig herrscht, auch wahrhaftig zeige, was es ist.

Die wahre Darstellung der Sache ist diese. Religion und Staatsverfassung gingen immer Hand in Hand. Abgötterei oder Heidenthum hatte auch Sklaverei zur Seite; denn wo man Holz und Steine zu Gott macht, da behandelt man auch Menschen wie Stein und Holz. Judenthum, oder Verehrung des unsichtbaren einzigen Gottes, blos als Herrn, restringirte wenigstens schon die Leibeigenschaft. Christenthum aber, oder Verehrung des einzigwahren Gottes, als eines allgemeinen Vaters, hebt alle Leibeigenschaft auf. Menschen werden doch nicht weniger gegen ihre Nebenmenschen sein sollen, als sie gegen Gott sind?

Will man hiergegen einwenden, daß Menschen, die einmahl Leibeigene sind, mit dem Stande der Leibeigenschaft besser gedient sei, als mit dem Stande der Freiheit: so müsten diese Menschen es wenigstens erst selbst bekräftigen. Und gesetzt, sie thäten dis — die Litthauer Knaben, welche unter den Bären er-

zogen worden waren und auf allen vieren liefen, wollten auch Bäre bleiben und auf allen vieren fortlaufen. Verstattete das Christenthum, sie ferner Bäre bleiben zu lassen? Man gebe den Sklaven Eigenthum, so wird man sehen, wie das Gefühl in ihnen erwache, auch ihre eigene Herren zu sein.

Und am Ende können doch diejenigen, welche Leibeigene ferner und immer sein wollen, es nur ferner und immer für sich sein wollen, aber nicht für ihre Nachkommen. Moses gab schon folgendes Gesetz — Wenn dein Sklave zu dir spricht, ich will nicht frei sein, weil mir so wohl bei dir ist, so nimm einen Pfriem und bohre ihm durchs Ohr und er sei dein Sklave ewiglich. Dabei steht aber nicht geschrieben, daß die Nachkommen eines solchen gutherzigen Menschen, der sich durchs Ohr bohren lies, sich dadurch auch für ohrendurchbohrt halten sollen. Es mus ihnen vielmehr frei stehen, sich alsdann erst durchs Ohr bohren zu lassen, wenn ihnen bei dem Nachkomm des Mannes, der der Herr ihres Vaters war, eben so wohl ist, wie ihrem Vater bei seinem Vater war. So entspränge wenigstens die Pflicht, jeden Sohn eines Leibeigenen erst zu fragen, ob er auch Leibeigener, wie sein Vater sein, oder nicht lieber

sein eigener Herr werden wollte. — Wenn übrigens ganze Völker in der That im Stande der Leibeigenschaft zu bleiben wünschen; so ist dis ein Beweis, daß für ihre Kultur von Seiten ihrer Beherrscher noch gar nichts geschehen sein müsse. Die Thiere kennen sogar kein grösseres Gut, als — Freiheit. Wie abgestumpft mus eine Nation sein, die für menschliche Freiheit keinen Sinn hat!

Auf welche Weise übrigens die Leibeigenschaft, wo sie noch ist, abzuschaffen sei, und ob sie auf einmahl, oder nach und nach abgeschaft werden müsse, dis beruhet auf Lokalverhältnissen, welche menschenfreundliche Herren und Grosse allerdings dabei in Betracht ziehen müssen. Die Abschaffung selbst aber verlangt nun am Ende des zweiten Jahrtausends seiner Dauer das Christenthum in vollem Ernst und spricht — „Ist die Heerde des Hirten wegen da, oder der Hirt der Heerde wegen? Nun, so sind auch die Kinder nicht für den Vater da, sondern der Vater ist für die Kinder da, und die Bauern sind nicht für den Edelmann da, sondern der Edelmann ist für die Bauern da, und die Völker sind nicht für die Könige da, sondern die Könige sind für die Völker

da.“ Friedrich, der Grosse, und Katharine, die Grosse, zeigten also, daß sie christliche Grosse wären, wenn sie, — welches doch ia nicht vergessen werde — für die Mit- und Nachwelt ihr schönes Thronenglaubensbekenntnis niderschrieben, daß sie fest überzeugt wären, ihre Unterthanen wären nicht ihrentwegen da, sondern sie ihrer Unterthanen wegen.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Beyträge zur Verwandlung der Moral des Urchristenthums in eine Moral für unser Zeitalter

Zerbst 1795

Mor. 934
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597412-8
VD18 14590050-001